

Die Altmark.



De Stendaler drinken gern win,
De Gardeleger wullen Junker sin,
De Tangermünder hebbben den mot,
De Soldwedler hebbben dat got,
De Seelhusen dei sin ebenthür,
De Werbenen geben den weiten düer,
De Osterborger wullen sik rāfen
Un dāden den bullen för den bāren stāfen.



Der brandenburgische Adler in den Wappen der altmärkischen Städte.

Für das Studium der Heraldik sind Wappenabbildungen ebenso nothwendig, wie Landkarten für das Studium der Geographie. Es bewahrheitet sich auch hier der alte Satz: Verba monent, exempla trahunt. Da aber die Menschheit immer noch mehr Atlanten gebraucht als Wappenbücher, so bleiben diese ebenso theuer, wie jene billig werden, und man muß deshalb zufrieden sein, wenn man wenigstens in den größeren Bibliotheken gerade das zusammensindet, was man für den Einzelfall und für sein Studium notwendig gebraucht. Alle darüber hinausgehenden Spezialwünsche werden wohl noch lange Zeit hindurch fromme Wünsche bleiben. So zum Beispiel eine Zusammenstellung der Wappen nach der Ähnlichkeit der Wappenbilder, eine Art illustrirter Polyglotte, wie sie Grizner in seiner heraldischen Terminologie¹⁾ und Ludwig Clericus in dem Wappenbuch der Schlesischen Städte und Städtel von Saurma praktisch durchgeführt haben und wie sie — ungedruckt — im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg als Nachschlagewerk eingerichtet ist. Dieses vielleicht noch zu wenig bekannte Lexikon besteht aus einer gewaltigen Zahl von einzelnen Blättern, auf welchen alle irgendwie erreichbar gewesenen Wappendarstellungen (Ausschnitte aus illustrirten heraldischen Werken, Pausen, Zeichnungen, Stiche, Photographien, Oblaten u. dergl.) nach ihrer äußeren Ähnlichkeit gruppenweise zusammengeklebt sind. Ein gleiches Prinzip hat der Freiherr v. Linstow²⁾ in seiner weitbekannten großen Siegel- und Wappensammlung verfolgt, indem er dieselbe — allen entgegenstehenden Theorien

¹⁾ Einleitungsband zum Großen Siebmacher.

²⁾ Vgl. den Aufsatz desselben „Ueber die Einordnung von Wappenbildern“ im „Sammler“, Band X, Nr. 7/8 vom 15. Juli 1888.

zum Trog — ebenfalls nur nach der Ähnlichkeit der Wappenbilder ordnete und dadurch ein in seiner Art unvergleichliches Material zur schnellen und sicheren Bestimmung eines Wappens schuf.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß eine solche Vollglosse nicht nur den oben angedeuteten praktischen Nutzen haben, sondern auch Perspektiven in die Geschichte der Entwicklung des einen Wappens aus dem andern, in die verwandtschaftlichen oder territorialen Beziehungen mehrerer Wappen zu einander u. dergl. eröffnen wird, die geeignet sind, manches bisher ungelöste Räthsel zu entwirren.

Daß in den Städtewappen einer bestimmten Gegend bestimmte Symbole sich wiederholen, ist eine bekannte Thatsache, die dann besonders ins Auge fällt, wenn man eine größere Zahl von Wappen aus derselben Provinz oder aus demselben Kreise nebeneinander sieht. So sind die Wappen der altmärkischen Städte neuerdings in dem Hauptsaal des Altmärkischen Museums im Stendaler Dom angebracht.¹⁾ Wir finden sie auch in den Glasfenstern des Märkischen Provinzial-Museums²⁾ in Berlin und auf der Rappardschen Karte des Regierungs-Bezirks Magdeburg zusammengestellt. Jedem, der auch nur ein wenig mit heraldischem Sinn begabt ist, muß es merkwürdig erscheinen, daß für etwa die Hälfte dieser Wappen der halbrote rothe brandenburgische Adler charakteristisch ist und daß auch die übrigen altmärkischen Städte mit alleiniger Ausnahme von den erst in der Neuzeit zur Altmark hinzugekommenen beiden Städten Debisfelde und Gloege einen Adler in ihrem Wappen führen, der meist roth tingirt ist. Das ist doch sicherlich kein Zufall und es liegt sehr nahe, den Grund hierfür in territorialen Beziehungen zu suchen.

Der erste altmärkische Geschichtsschreiber, der Osterburger Pfarrer M. Christoph Engelst giebt dafür in seinem im Jahre 1579 erschienenen Chronicon folgende Erklärung:³⁾

„Im folgenden Jahr Anno Christi 928 investierte
„Heinricus Finckler der Kayser zum ersten
„Markgraffen zu Brandenburg den großthetigen Sigfridum
„Graffen zu Ringelsheim, Mechtildis seines ersten Ge-

„mahls Brudern, seinen Schwager und gab ihm zum
„neuen Wapen einen rohten blutigen Arndt mit
„einem güldenem Schnabel, Klawen und Flügelsehnen im
„weißen Felde anzuzeigen, es würde Blut kosten wieder
„die Wenden, aber die starken gülden Flügel-Sehnen und
„Klawen solten wehren, die Wenden tragen. Es solten
„die Geyssen diesen Arndt nicht fressen, als den vorigen
„Hahnen der Francken.

„Diesen rohten Arndt theilet der Kayser zum
„Wapen auch aus seinen lieben Altmärkischen
„Stedten, da sie zuvor mit Stöcklein, rohten Senkeln
„und sonderlichen Knoten und mit den Heiligen ihren
„Patronen siegelten, anzuzeigen, sich an den rohten Arndt
„zuhalten und dem bey zu stehen treulich.

„Stendal gab er einen rohten Arndt, stehende auf
„2 grünen Schmaragden Stein, welches Wapen danach
„verändert in den halben Arndt mit vier Gerstenkörner.

„Garleben gab er den halben Arndt mit drey
„Hopstaden mit daran gerandekten Hoppen.

„Soltwell den halben Arndt, sampt dem Schlüssel
„als der Besten der Altenmark.

„Der Neuenstadt¹⁾ ein Arndt, der unten im Klawen
„zween Schlüssel helt.

„Seehausen einen Arndt mit einer Kronen auff
„dem Haupte.

„Angermündt den rechten rohten Arndt einfeltig.

„Osterburgk den rohten Arndt stehende auff einer
„Besten oder Burgk.

„Werben einen Arndt auff einem Monde, zum
„Gedechtnis, aus Werben seyn die Wenden geschlagen
„und Brandenburgt gewonnen.

„Die Wenden haben mit dem Monde, den sie führten
„abgenommen und seyn unter die Füße der rohten Arndts
„kommen.“

Das klingt ganz plausibel. Nur erfreut sich leider der Vater der altmärkischen Geschichtsschreibung in Bezug auf seine historische Glaubwürdigkeit nicht immer des besten Zutrauens und es ist auch schade, daß sich die von ihm so anschaulich geschilderte feierliche Verleihung des brandenburgischen Adlers nicht auch auf die Zeugnisse anderer gleichzeitiger Schriftsteller stützen läßt. Hinzu kommt, daß die Wappen im

¹⁾ Eine Stiftung des um die Geschichte der Altmark und um das Museum sehr verdienten Pastor Zahn in Tangermünde.

²⁾ Das Märkische Provinzial-Museum rechnet die Altmark wegen ihrer historischen Beziehungen auch heute noch zur Mark Brandenburg.

³⁾ Chronicon von M. Christoph Engelst. Magdeburg 1579. Herausgegeben von H. Ammersbach. Halberstadt 1682. S. 75—76.

¹⁾ Römisch Neustadt-Salzwedel, im Gegensatz zu Altstadt Soltwell.

allgemeineren Sinne, die persönlichen Wappen, geschweige denn die Städtewappen, im Anfang des X. Jahrhunderts überhaupt noch nicht vorhanden waren. Sie erscheinen — und zwar mit dem ältesten Wappenthier, dem Löwen, fast gleichzeitig auf ihnen der Adler — erst um die Mitte des XII. Jahrhunderts, wenn nicht gar erst später. Immerhin aber geht aus den angeführten Worten doch wohl soviel hervor, daß zu Engelt's Zeiten der Adler in dem Wappen der altmärkischen Städte allgemein roth tingirt wurde und vielleicht auch das Fernere, daß die Altmärker ein gutes Recht auf die Führung des früher kaiserlichen, jetzt markgräflichen und landesherrlichen rothen Adlers zu haben glaubten. Demgemäß muß man auch weiter schließen dürfen, daß die schwarze Tingirung der Adler in den Wappen von Osterburg und von Arendsee einfach falsch ist. Bezüglich Osterburg's setze ich mich damit allerdings mit einer amtlichen Auskunft des Kgl. Heroldsamts vom Jahre 1887 in Konflikt, aber ich appellire damit zugleich de male informati ad melius informandos. Wenn ich dem „Historiker“ Engelt auch mein Vertrauen nicht aufdrängen will, so habe ich doch gegen den „Osterburger Bürger“ Engelt kein Arg. Er war im Jahre 1579, als sein Chronicon erschien, schon 25 Jahre Pastor in Osterburg. Er hat es also ganz genau gewußt, in welcher Farbe man seiner Zeit den Osterburger Wappenadler malte und er wird gewiß seine Studien darüber gemacht haben, als er den heraldischen Exkurs für seine Chronik schrieb. Im Übrigen ist das Osterburger Wappen seit dem Jahre 1344 — wie zahlreiche im Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin befindliche Wachsiegel zeigen — unverändert ein über einer vierthürmigen Mauer schwebender Adler. Die Form des preußischen Staatsadlers mit allen Attributen desselben hat der Adler erst auf einigen modernen Stempeln bekommen, vielleicht dank (?) jener amtlichen Auskunft des Kgl. Heroldsamtes.

Von Arendsee erwähnt Engelt Nichts. Wir können uns deswegen zur Verfechtung des rothen Adlers auch für Arendsee nicht auf ihn berufen. Giebt man aber zu, daß der Adler von Osterburg von Rechtswegen roth sein mußte, so bleibt Arendsee als einzige altmärkische Stadt mit dem schwarzen preußischen Adler übrig. Liegt es da nicht nahe, die Wichtigkeit dieser, übrigens durch kein Kgl. Heroldsamt vorgeschriebenen Tingirung, in erhebliche Zweifel zu ziehen? Über die Form und Gestaltung des Stadtsiegels hat der Magistrat von Arendsee im Jahre 1839 eine amtliche Beschreibung erlassen,

aus welcher hervorgeht, daß die noch jetzt in Gebrauch befindlichen Siegel und Stempel, mit dem preußischen Amtsadler mit Szepter und Schwert, mit Krone und Namenszug vom Jahre 1834 datiren. Dasselbe Alter wird auch wohl die schwarze Farbe des Adlers haben. Die älteren Siegel zeigen alle einen Adler ohne die erwähnten Attribute, ganz wie die übrigen altmärkischen Wappen; die älteren Wappen werden dem analog, soweit sie überhaupt bemalt gewesen sind, roth und nicht schwarz tingirt gewesen sein.

Im Übrigen hat der Magistrat von Arendsee sich neuerdings für die amtliche Führung des rothen Adlers entschieden und zwar haben ihn dabei sicherlich keine heraldisch-theoretischen Tüfteleien, sondern rein praktische Erwägungen und ein gesundes Gefühl geleitet.

Nun darf man aber nicht übersehen, daß auch der brandenburgische Adler nach Farbe und Gestaltung erst im Laufe der Jahrhunderte festen Gesetzen unterworfen worden ist.

Zunächst steht nicht zweifellos fest, von welchem Jahre ab die brandenburgischen Markgrafen sich des Adlers dauernd bedient haben. Die Annahme, daß es seit dem Jahre 1142 unter Albrecht dem Bären geschehen sei, hat sich nicht halten lassen. Wohl aber spricht Manches dafür, daß Otto II. (1184—1205) den Adler in seinem Siegel geführt habe, und ganz sicher ist es, daß er seinen Nachfolgern von Albrecht II. (1205—1220) an in ununterbrochener Reihenfolge als Siegelbild verblieb.¹⁾ Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Adler, wie ihn die askanischen Markgrafen führten, als Amtswappen des kaiserlichen Markgrafenamtes angesehen werden muß.²⁾

Die ältesten farbigen Darstellungen des brandenburgischen Adlers finden wir in der aus diesem Anlaß oft erwähnten Handschrift des Sachsenrechts und in dem Codex Manesse. In ersterer ist er golden in roth gemalt, also in denjenigen Farben, welche aller Wahrscheinlichkeit nach der Kaiser in der Zeit der ersten heraldischen Epoche — vor dem schwarzen Adler im gelben Schilde — geführt hat.³⁾

Im Codex Manesse sehen wir ihn roth in Silber, auf einem Schilde Ottos IV. mit dem Pfeile. Ebendieselbe

¹⁾ Siegel von 1207, 1209, 1215. Vgl. Ledebur, Streifzüge S. 6—10.

²⁾ Ebenda. Auch Grote, Geschichte des Kgl. Preussischen Wappens. S. 549.

³⁾ L. Clericus. Das Wappen des deutschen Kaisers und die deutschen Reichsfarben. Berlin 1871. S. 8 ff.

Tingirung — wie wir wissen, auch die heutige — soll er auf einem Gemälde gehabt haben, welches aus der Zeit Kaiser Karls IV. (1347—1378) stammte und sich ehemals auf dem Schlosse in Tangermünde befand.¹⁾

Doch dürfen wir auf diese verschiedene Tingirung kein allzu großes Gewicht legen, denn einerseits wäre es wohl mehr als gewagt, aus dem einmaligen Vorkommen eines goldenen oder rothen Adlers schließen zu wollen, daß diese beiden Farben zu ihrer Zeit offiziell anerkannt gewesen seien und andererseits können doch weder die Manessische Handschrift noch der Sachsenspiegel, deren Illuminirung irgend ein dilettirender Heraldikus unternommen haben mag, den Anspruch einer heraldischen Autorität erheben wollen. In der That sah man im Mittelalter, in der Blütezeit der Heraldik, die Farbe für wenig wesentlich an. Die heraldische Wissenschaft konnte keine Vorschriften darüber machen, weil sie zu jener Zeit kaum existierte. Als sie nach und nach entstanden war, rubrizirte sie einfach die z. B. gerade gebräuchlichen Farbenzusammenstellungen, konstatarie unter anderen die aus bloßen Zweckmäßigkeitsgründen beobachtete Gewohnheit, die zu nahe Nachbarschaft von Farbe und Farbe, Metall und Metall möglichst zu vermeiden und fixirte aus bestimmten Wappenbeispielen gewisse Regeln für die Nachkommen.²⁾

Dementsprechend war auch nicht die Farbe in dem brandenburgischen Wappen die Hauptsache, sondern allein der Adler. Er blieb das Wappenbild von Brandenburg und ging als solches in die Wappen der beiden den Askaniern im Besitze von Brandenburg durch kaiserliche Belehnung nachfolgenden Fürstenhäuser über.

So nahm auch Friedrich I. alsbald nach seiner im Jahre 1417 erfolgten Belehnung zu den bisher geführten Schilden von Zollern und Nürnberg den brandenburgischen Adlerschild offiziell in seinen Siegeln an.³⁾ Allerdings findet sich schon vom Jahre 1415 im Archiv der Stadt Berlin eine Urkunde, zu deren Ausstellung er sich eines Adlersiegels bedient hat.⁴⁾

Ueber die Stilisirung des heraldischen Adlers ist schon viel gespöttelt worden. Grote geißelt den vor etwa 30 Jahren

üblichen Zeichnungsstil mit folgenden zutreffenden Worten: „Wenn Jemand einen der prachtvoll stilisirten Wappenadler aus Mügners Turnierbuche kopirte und ihn mit sämtlichen Attributen des preussischen Adlers begabte — würde irgend Jemand darin den letzteren wieder erkennen? Gewiß nicht! Denn dieser muß fast völlig kopflos sein, kurzen dicken Hals und Leib, Flügel wie kolossale gekrümmte Bürsten und einen Schwanz in Gestalt einer Kneifzange haben, die einen Nagel von der Spitze her faßt — wie wir ihn wahrhaft idealisirt sehen auf den Kupfermünzen seit 1850 oder auf dem Druckstocke des Staatsanzeigers, wo er förmlich die Hände über den Kopf zusammenschlägt, gleichsam als ob er sich selbst im Spiegel gesehen hätte.“¹⁾

Neuerdings ist indessen auch hierin vieles besser geworden und zwar namentlich durch die mustergültigen Zeichnungen des jüngeren Döpler. Als Regel soll man daran festhalten, daß dem Adler, sowohl in den Flügeln wie im Schwanz, sieben Federn²⁾ gebühren, wie sie auch der natürliche Adler besitzt, und daß die feinen Haare zwischen den Federn sich nur für größere Darstellungen eignen. Werden die Flügelgehnen aufgelichtet, so müssen auch diese feinen Haare golden gemalt werden.

Bezüglich der Tinkturen bleibt zu beachten, daß nach der strengen heraldischen Regel niemals Metall auf Metall liegen soll und daß deshalb der rothe Adler im silbernen Felde farbige (und zwar blaue) Nebenteile haben müßte.³⁾ Es ist indessen allgemein üblich, sie golden zu malen, nur die Zunge bleibt roth.

Die Kleeengel verwirft Ledebur ganz.⁴⁾ „Im Zeitalter des gothischen Stils, also während des ganzen Mittelalters, werden die sogenannten Sagen der Adler, der feste Theil des Flügels, oft in Gestalt verschörkelter, wagerecht stehender Bügel gezeichnet, von denen die sieben Schwungfedern herabhängen. Die Enden dieser Bügel laufen in dicke Kugeln oder Adlerköpfe, Menschenköpfe, Rosen, Kleeblätter oder dergl. aus. In den Siegeln der Städte Breisach und Billingen sind sie gar der Länge nach oben mit Zinnen besetzt. Als man anfang die Flügel in etwas flügelähnlicheren Umrissen zu zeichnen, zog sich der frühere Bügel in das Innere des Flügels zurück. Da er nur in einer verzerrten Zeichnung der Sagen bestanden

¹⁾ Ledebur a. a. D. S. 10.

²⁾ R. Clericus a. a. D. S. 18.

³⁾ Gersten, Codex diplom. brandenb. tom. III. tab. 8.

⁴⁾ Stillsch, Die Titel und Wappen des preussischen Königshauses. Berlin 1875. S. 32 und 33 mit Abbildungen der beiden Siegel.

¹⁾ Geschichte des Königl. Preuss. Wappens in den Grote'schen Münzstudien. Nr. IV. Leipzig 1859. S. 529.

²⁾ Ebenda S. 530.

³⁾ Der Codex Manesse hat die Zünge schwarz.

⁴⁾ Zeitschrift für Münzkunde. I. S. 53.

hatte, so konnte er nie eine von der des Adlers verschiedene Tinktur haben; wie alle Theile der Wappenfiguren wurde er nur durch die Schattirung der Farbe hervorgehoben, und somit gehörte er nicht zum Departement des Herolds, zur Theorie, sondern zu dem des Wappenmalers, der Praxis.“ Diese Praxis nun war es, welche bei der Zeichnung der Adler im Relief die ursprünglich in der Farbe des Adlers gezeichneten Bügel gleich den übrigen erhöhten Stellen mit Gold auflichtete und die heutigen Kleeftengel schuf, welche später für so wesentlich gehalten wurden, daß sie auch in die amtlichen Blasonirungen des Königl. Preussischen Wappens übergegangen sind.

Es heißt in den diesbezüglichen Allerhöchsten Erlassen vom 9. Januar 1817, 11. Januar 1864 und vom 16. August 1873:

„Wegen des Markgrafenthums Brandenburg: Im silbernen Felde ein rother, goldbewehrter, rothgezungter Adler, der mit dem Kurhute geschmückt ist. In der rechten Klaue hält er einen goldenen Szepter, in der linken ein goldbegriffenes Schwert. Die Flügel sind mit goldenen Kleeftengeln besetzt. Auf der Brust liegt ein blaues Herzschildlein, worin ein aufrecht gestellter goldener Szepter erscheint.“

„Warum sie ihm nur nicht auch die Allonge-Perrücke des großen Kurfürsten aufgesetzt haben!“ so ruft Grote verzweifelt aus. Auch ich bin der Meinung, daß wenigstens die altmärkischen Städte sich mit dem rothen Adler im silbernen Felde, mit goldenen Waffen und rother Zunge begnügen dürfen. Wer durchaus ein schmückendes Beiwerk nicht entbehren will, mag ihm auch noch goldene Kleeftengel geben, die sich dann halbmondförmig von der Wurzel nach dem Blatte zu verzweigen müssen. Aber sie sind ebensowenig heraldisch und echt, wie der Herzschild und der Kurhut, das Szepter und das Schwert, von denen ja auch Szepter und Schwert erst seit dem Jahre 1824 und der Brustschild gar erst seit dem Jahre 1864 amtlich vorgeschrieben sind.

¹⁾ Die hier gebrauchte heraldische Terminologie läßt viel zu wünschen übrig. Zunächst heißt es das Szepter und nicht der Szepter. Sodann ist der Ausdruck „mit Kleeftengeln besetzt“ ganz verfehlt. Es müßte „belegt“ heißen. Belegt: wenn auf eine Figur eine andere gelegt wird, besetzt: wenn an den Händen der Hauptfigur eine oder mehrere andere (kleinere) Figuren angebracht werden.

Kreis Stendal.

Stendal.

Im Jahre 1022 gründete der Bischof Bernward von Hildesheim am Siege seines Bistums das Michaeliskloster und stattete es mit drei Dörfern im Gau Belsheim oder Belgesheim (Balsamgau) aus, welcher östlich von der Elbe, westlich von der Wilde, Biese und dem Alland begrenzt wurde. Eines dieser Dörfer wird Steinedal genannt und ist zweifellos das heutige Stendal. Im 12. Jahrhundert kam das Dorf auf unbekannte Weise, wahrscheinlich durch Tausch, in den Allodialbesitz Albrechts des Bären, welcher es 1151 zur Stadt erhob. Der Name, den der Ort in der ältesten Urkunde führt, stimmt überein mit der Namensform in dem ältesten Stadtsiegel, dem **† SICILLVM * BVRCANSIVM * IN STAINDAL · IN MARCHIA**¹⁾ (Siegeltafel I Nr. 1), welches 9 cm im Durchmesser hat und einen Adler über einer offenen Mauerspforte mit zwei großen und vier kleinen Thürmen zeigt. Am gewöhnlichsten ist von frühester Zeit an der Name Stendale oder Stendal, die niederdeutsche Bezeichnung für Steintal, womit zugleich die einzig richtige und sprachlich zulässige Deutung dieses Namens gegeben ist. Der Name erklärt sich leicht durch die Lage; denn von den Höhen, welche sich in unmittelbarer Nähe nördlich und westlich erheben, geht man in der That nach dem Orte „dal“, d. h. hinunter. „Dal“ aber ist gleich Thal. Der Name ist also deutsch.

Schon im 14. Jahrhundert war neben dem großen Stadtsiegel noch ein kleineres im Gebrauch, das Sekret, welches nur 5 cm im Durchmesser hatte und in der Mitte den märkischen Adler zeigte. Die Umschrift lautete: **† S. SACRATVM · CIVITATIS · STANDALAE**²⁾ (Siegeltafel I Nr. 2). Die Buchstaben sind hier, wie auch bei dem erstgenannten Siegel, altdutsche Majuskeln. Ein sehr ähnliches Sekret, aber aus jüngerer Zeit, mit Minuskeln, ist in Beckmann's Geschichte der Churmark abgebildet. Die Um-

¹⁾ An Urkunden des Kgl. Geh. Staatsarchivs in Berlin aus den Jahren 1314, 1353, 1488 und 1513. Abgebildet auf dem Titelblatt von Göke's Geschichte der Stadt Stendal.

²⁾ Geh. Staatsarchiv. 1312. 1353. 1390. (Diese drei: Rückseigel.) 1392. 1433. 1455. 1488.

ſchrift heißt dort: † s . secretum . ciuitatis . stendalie¹⁾ (Siegeltafel I Nr. 3). Auf beiden Sekreten, von denen, nebenbei bemerkt, das ältere den Adler in einem dreieckigen, das jüngere ihn in einem halbrunden Schilde zeigt, sind unterhalb der geöffneten Klauen des Adlers, rechts und links von seinem Schwanz, zwei ausgezackte Quadrate angebracht, welche man unter Bezugnahme auf die Ableitung des Namens Stendal als gegiebelte Steine angesprochen hat.

Ein solcher gegiebelter Stein — viel deutlicher und größer als auf diesen beiden Sekreten findet sich übrigens auf dem ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert stammenden Siegel der Knochenhauer-Gilde zu Stendal, unterhalb eines schreitenden Ochsen (Siegeltafel I Nr. 4, auch abgebildet in Voßberg's Siegeln der Mark Brandenburg [Band I, Tafel F, 1]).

Die Anbringung dieses stilisirten Steins leitet über zu der 100 Jahre später beliebten Wappenbesserung, welche sich in dem bekannten reichen Holzschnittwerk der Gildestube auf dem Stendaler Rathause findet: im rechten Felde der halbe brandenburgische Adler, im linken vier 1:2:1 gestellte Rautensteine.²⁾ Da eine Figur mit dem Spruchband Anno domini MCCCCLXII in festo martini das Datum des Kunstwerkes sicher überliefert, so haben wir damit das erste Vorkommen des neuen Wappens genau bestimmt.

Zu gleicher Zeit erscheint dieses gebesserte Wappen auf einigen Stendaler Brakteatenpfennigen, die der Regierungszeit Friedrichs II. (1440—1470) zugeschrieben werden. Umschrift und Jahreszahl fehlen. Der Rand ist gestrahlt. Nach dem Muster dieser Silberpfennige wurden in der berühmten Ripperzeit, zwischen 1619 und 1622, auch in Stendal einseitige Kupferpfennige geprägt, von denen uns solche mit der Jahreszahl 1621 erhalten geblieben sind.

Merkwürdig, aber mangels der Möglichkeit einer zuverlässigen Datirung nicht von hohem Werth für die Geschichte der Entwicklung des Stendaler Wappens, sind die beiden Wappenschilde an dem Stendaler Roland. Der vordere von dem Roland selbst gehaltene Schild trägt das Stadtwappen mit dem Adler und den deutlich erkennbaren gegiebelten

Steinen,¹⁾ der hintere, von dem lachenden Narren, dem sogenannten Eulenpiegel, gehaltene Schild dagegen das neuere Wappen mit dem gespaltenen Schilde, im zweiten Felde die vier, nun schon fälschlich in Gerstenkörner verwandelten Rautensteine.

Der Roland ist nachweisbar im Jahre 1525 errichtet, aber in den Jahren 1698 und 1837 renovirt. Ob sich die Renovirung auch auf die Schilde erstreckt hat und inwieweit dabei eine Besserung der Wappen beliebt worden ist, läßt sich heute nicht mehr feststellen.

Bald nach Annahme des neuen Wappens erlangte die Stadt von dem ihr sehr wohlgeimten und dankbaren Kurfürsten Joachim I. (1513) als Anerkennung für vielfache Unterstützung in finanziellen Angelegenheiten und als Zeichen besonderer fürstlicher Gnade auf ewige Zeiten das Recht, ihre Urkunden und Mißiven mit rothem Wachs zu siegeln. Der Gebrauch des rothen Siegelwachses kommt allerdings schon in früherer Zeit bei nicht fürstlichen Personen, wenn auch nicht häufig, vor; im 16. Jahrhundert muß er aber doch als ein Vorrecht der Fürsten betrachtet worden sein, da es sonst keine Auszeichnung gewesen wäre, einer städtischen Kommune dieses Recht besonders zu verleihen.²⁾

Das Siegel- und Wappenbild ist später nicht mehr geändert worden.³⁾ Nur malte man die Schildhälften bald beiderseits schwarz, bald in Silber und Gold, wie man auch irrthümlicherweise die Steine in Gerstenkörner umwandelte.

Neuerdings malt man das Stadtwappen als einen silbernen gespaltenen Schild, in dessen vorderer Hälfte der halbe brandenburgische rothe Adler mit goldenen Waffen am Spalt steht, während die hintere Hälfte vier zu 1:2:1 gestellte gelbe Rautensteine zeigt. Das sind auch die Farben des Schildes über der Thür im Hauptsaale

¹⁾ Soviel ich weiß, haben nur noch die Rolande in Erfurt und Casbe a. S. einen Schild mit dem Stadtwappen und alle übrigen, soweit noch erkennbar, den einköpfigen oder zweiköpfigen Adler.

²⁾ Göke, Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal. S. 246.

³⁾ In einem heraldischen Werke heißt es: „Man findet Abdrücke von Stempeln, auf denen ein halber Adler und ein Schlüssel das Wappen bilden; die über dem Schilde stehenden Buchstaben O.S.S. sollen olde Stadt Stendal bedeuten; sowie Stempel, auf denen bloß ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln zu sehen ist und über dem Schilde N.C.S. (nova Civitas Stendal) steht.“ Offenbar liegt eine Verwechslung vor, da eine Neu-Stadt und Alt-Stadt Stendal nirgendwo erwähnt werden, und da das Wappen mit dem Schlüssel augenscheinlich nach Salzwedel gehört.

¹⁾ Ebenda 1501 (grün) 1516 (roth). 1568. 1570. 1601. 1623.

²⁾ Unter rechts und links ist hier, wie im Folgenden, immer heraldisch rechts und heraldisch links zu verstehen, d. h. nicht, wie im gewöhnlichen Leben, vom Beschauer aus, sondern von dem zu beschreibenden Wappen aus.

des Altmärkischen Museums. Die heraldische Theorie nimmt Anstoß an den goldenen Steinen im silbernen Felde, da nach der heraldischen Regel einerseits niemals Metall auf Metall und Farbe auf Farbe, sondern nur Metall auf Farbe oder Farbe auf Metall gelegt werden darf, und da andererseits die beiden Hälften eines gespaltenen Schildes immer von verschiedener Farbe sein sollen. Man möchte deshalb lieber farbige (rothe) Steine auf goldenem Schilde oder goldene Steine auf farbigem (schwarzem) Schilde. Der Magistrat ist indeß auf die ihm gemachten Wappenbesserungsvorschläge bisher nicht eingegangen. Vielmehr hat er sich noch neuerdings (durch Beschluß vom 6. April 1894) dahin ausgesprochen, daß es bei den goldenen Steinen im silbernen Schilde verbleiben solle.

Tangermünde.

Man nimmt an, daß die Burg Tangermünde unter Heinrich I. etwa im Jahre 925 angelegt ist, die Stadt wird urkundlich erst im Jahre 1009 erwähnt. Schon frühzeitig wurde sie eine bedeutende Elbzollstätte und der Hauptort des Balsamganes.

Die ersten Askanier machten die Burg zu dem festen Punkte der Mark. Daß aus der Burg dann bald ein gern besuchtes Hoflager wurde, war bei der günstigen Lage derselben an der großen Heerstraße und 40 Fuß über dem breiten Spiegel der Elbe nur eine natürliche Folge. Otto IV. mit dem Pfeil residierte in ihr und der letzte askanische Markgraf Waldemar feierte wahrscheinlich daselbst seine Vermählung. Die Glanzzeit brach für Tangermünde unter Kaiser Karl IV. an, der es zur Hauptstadt der nördlichen Hälfte seines Reiches ausersehen hatte. Aber auch bei den Hohenzollern stand Tangermünde sehr in Gunst. Friedrich I. und seine Gemahlin, die schöne Else, sowie Friedrich II., der Eiserne, und Johann Cicero residierten dort. Erst der letztere verlegte infolge feindlichen Verhaltens der altmärkischen Städte das Hoflager nach Köln an der Spree. Somit hörte Tangermünde auf, Hauptstadt zu sein und die altmärkischen Städte sind Schuld daran — ohne sie wäre Tangermünde vielleicht heute die Hauptstadt des deutschen Reiches. — Verlor auch die Stadt nunmehr an politischer Bedeutung, so nahm sie doch infolge ihres ausgedehnten Handels und ihrer Zugehörigkeit zur Hanja an Wohlhabenheit zu.

Bekannt ist aus der späteren Zeit der große Brand vom Jahre 1617. Die angebliche Anstifterin desselben, die Patrizier-tochter Grete Minde, wurde durch „Schmöchen“ hingerichtet.

Tangermünde ist noch heute durch seine Backsteinbauten und die die ganze Stadt umgebende Stadtmauer mit ihren wohl erhaltenen Thürmen und Thoren, Ausfallspforten und Zinnen eine der interessantesten Städte im nördlichen Deutschland. Das Rathhaus ist eine Perle spätmittelalterlicher Baukunst.

Der Name der am Einfluß des Tanger in die Elbe belegenen Stadt ist deutsch (Tongeremuthi, Tangramido, Tangrimido, Angermünde, Angermunde upper elven, prope Albeam, Alt-Angermünde).

Das älteste Stadtsiegel aus dem 13. Jahrhundert **† SIGILLVM · CIVITATIS · TANGERMVND** zeigt im spitzovalen Schilde (größerer Durchmesser 8 Zmtr.) den märkischen Adler (Siegeltafel I Nr. 5).¹⁾ Ein etwas späteres (rundes) Sekret **† S · SACRATVM · CIVITATIS · TANGERMVNDIS** (Siegeltafel I Nr. 6)²⁾ hat dieselbe Darstellung. Sehr interessant sind sodann zwei Siegel mit Jungfernadeln. Das erste aus den Prozeßakten der Grete Minde (vom 21. Januar 1621) hat die Umschrift: **SIG · CIVITAT · TANGERM ·** (Siegeltafel I Nr. 7). Der Kopf der Harpyie ist mit einer dreiblättrigen Krone bedeckt. Das zweite hängt an einer Urkunde im altmärkischen Museum zu Stendal vom Jahre 1623 und kennzeichnet sich durch seine Umschrift **† S · SCABINORVM · IN · TANGERMVNDIS** als Schöffensiegel (Siegeltafel I Nr. 8).³⁾ Das Harpyienhaupt ist von lockigem Haar umwallt, die Krone fehlt. Das bei Bemann abgebildete spätere Siegel (1717) bietet nichts bemerkenswertes.

Seit dem 18. und vielleicht schon seit dem 17. Jahrhundert bekommt der Adler zur Ornamentirung ein Beizeichen in Gestalt von zwei silbernen Röslein auf den Flügeln; aus welchem Grunde weiß man nicht. Der Umstand, daß bei dem zuerst erwähnten ältesten Siegel die Flügelknochen ganz besonders stark ausgebildet sind, begründet die Vermuthung, daß die beiden Rosen der schaffenden Phantasie eines Steinschneiders ihren Ursprung verdanken, wie ähnliche Fälle genügend bekannt sind, daß die Flügelknochen mit verschönernden

¹⁾ Rgl. Geh. Staatsarchiv 1344. 1488.

²⁾ Ebenda. 1392. 1595. 1601.

³⁾ Rgl. Geh. Staatsarchiv 1610. 1623.

Figuren, ja selbst mit Menschenköpfen geschmückt werden. Wie dem aber auch sei: die Rosen bilden ein ebenso charakteristisches wie willkommenes Beizeichen des rothen Adlers im silbernen Felde.

Arneburg.

Der Ort Arneburg gehört zu denjenigen, die für die älteste Geschichte und Kultur der märkischen Elblände von der höchsten Wichtigkeit gewesen sind. Die auf der hohen steilen Warte dicht über dem Wasserspiegel der Elbe liegende Burg wird im Jahre 981 zuerst genannt, und sehr wild hat der Kampf um sie getobt. Zweimal kamen deutsche Kaiser persönlich nach Arneburg, um die Befestigungen zu verstärken oder die Burg wieder herzustellen, Kaiser Otto III. i. J. 997 und Kaiser Heinrich II. i. J. 1005. Die Bemühungen des letzteren, das im Jahre 977 gegründete, aber schon 20 Jahre später von den Wenden zerstörte Benediktiner-Kloster zum heiligen Thomas aus seinen Trümmern zu erheben, sind nicht von Erfolg gewesen. Dagegen haben Stadt und Burg von nun an dem Anscheine nach friedlichere Tage gesehen, denn immer blieb die Burg ein von fürstlichen Personen gern aufgesuchter Wohnort. Die ersten Hohenzollern haben gern dort verweilt. Markgraf Friedrich der Jüngere, ein Bruder des Kurfürsten Friedrich II., nach dem Tode Friedrichs I. Regent der Altmark und Prignitz, ist in seiner Lieblingsstadt Arneburg beigesetzt und Kurfürst Johann Cicero ist auf der Beste gestorben und von dort nach dem Kloster Lehnin zu Grabe getragen worden.

Vom 30jährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden. Ein späterer Brand vom Jahre 1767 äscherte sie fast gänzlich ein. Friedrich der Große steuerte zu ihrem Wiederaufbau 26664 Thlr. bei.

Von dem alten Schlosse sind nur noch geringe Mauerreste vorhanden, dagegen hat sich die wohl im Anfang des 12. Jahrhunderts aus Granit erbaute romanische St. Georgskirche, eines der ältesten Baudenkmäler der Altmark, erhalten.

Der Name der Stadt (981 Arnaburch, 1005 Aernaburg, Aerneburch, 1012 Harnaburg, Arneborg, Arenburg) ist deutsch: Adlerburg.

Mit Ausnahme eines kleinen bei Bekmann abgebildeten Siegels, welches nichts als einen Adler zeigt, haben alle anderen Siegel übereinstimmend eine Burg mit zwei Thürmen und einem Thor, über dessen Zinnen der

Adler schwebt. So das ebenfalls bei Bekmann abgebildete $\dagger S' \ast CIVITATIS \ast DA \ast ARNABORICH$ (Siegeltafel I Nr. 9) und ein neueres Gerichtssiegel. Die Ähnlichkeit mit dem Wappen von Osterburg ist unverkennbar.

Die Farben des Adlers und des Feldes sind die bekannten, roth und silber. Die Burg hat rothes Mauerwerk, die Turmdächer sind grün, das rechte als Satteldach gebildet mit 2 goldenen Knäufen, das linke mit nur einem Knau. Das goldene Fallgatter ist aufgezogen, die vorbeischießende Elbe blau angedeutet.

Ganz dasselbe Wappen, wenn auch mit anderen Farben, führen die Woldeck von Arneburg, die Hauptburgmannen von Arneburg. Es ist das sehr auffallend für eine Adelsfamilie.

Bismark.

Ueber den Ursprung der Stadt ist nichts bekannt. Sie wird unter dem Namen Biskopesmarke (Bischofsmark) in einer Urkunde vom Jahre 1209 zum ersten Mal genannt, als sich dort das Stift Havelberg seine altmärkischen Besitzungen vom Markgrafen Albrecht bestätigen ließ. Wahrscheinlich gehörte der Ort ursprünglich zum Stift Havelberg und kam erst später an das Stift Halberstadt. Als Stadt und unter dem Namen Bismark wird der Ort im Jahre 1349 erwähnt, als der schwarze Tod durch Deutschland zog und als viele Wallfahrer zu einem wunderthätigen Crucifix nach Bismark pilgerten. Von der Wallfahrtskirche zum Heiligen Kreuz ist nur die riesige Thurmruine noch vorhanden, welche unter dem Namen die „goldene Laus“ bekannt ist. Nach der Volkssage war in ihr der Teufel in Gestalt einer Laus an einer goldenen Kette angeschlossen. Der Name ist indeß augenscheinlich auf eine ehemals an der Kirche befindliche Inschrift laus dei (Lob Gottes) zurückzuführen. Das Städtchen selbst, das blek (Flecken) to bismarcke, ist altes Lehen derer von Alvensleben.

Der Name der Stadt (auch Bismargk und Wismargk geschrieben) ist deutsch. Ein Siegelabdruck in der Voßberg'schen Sammlung, von 1494 datiert, zeigt in der rechten Schildeshälfte eine Rose am beblätterten Stengel, in der linken den halben brandenburgischen Adler. Die Umschrift heißt $\dagger sigillo \ast civitatis \ast bismarke$ (Siegeltafel I Nr. 10). Ein ziemlich gut geschnittenes neueres Siegel und die Abbildung bei Bekmann haben dieselbe Darstellung, jedoch mit vertauschten Hälften, also im ersten Felde den Adler, im zweiten die Rose.

Ebenso blasonirt auch der Magistrat das Stadtwappen. Die Rose würde in rother Farbe zu halten sein, die rechte Schildeshälfte ist silbern, die linke golden zu tingiren.

In einem jüngeren Wappenwerk ist die Rose fälschlicher Weise zu einem Vergißmeinnicht geworden.

Dörfer im Kreise Stendal.

Buch. Schloß und ehemaliger Flecken bei Tangermünde. 1209 urkundlich bekannt, 1335—1688 als Flecken (bleck) bezeichnet, einer der 7 Flecken der Altmark. Nach chronikalen Nachrichten soll Kaiser Karl IV. von Tangermünde aus Buch im Sommer gern besucht haben. Der Ort ist Hauptsitz der am Ende des 14. Jahrhunderts ausgestorbenen Familie von Buch, aus der der treue Rath Johann von Buch stammte, der Befreier des Markgrafen Otto IV. mit dem Pfeil, und sein gleichnamiger Enkel, der Verfasser des Nichtsteiges und der Glosse zum Sachsenpiegel. Diese Familie Buch ist verwandt mit dem Geschlecht gleichen Namens im Mansfeldischen, als dessen Stamm- und Wohnsitz Bucha (südlich von Menleben, Quersfurt und Rosla), wo sich ein Ritteritz befand, wird angenommen werden müssen. Auch das altmärkische Buch ist ein Ort, dem ein hohes Alter nicht beizumessen ist, und wird, ebenso wie eine Menge von anderen sächsischen Ortsnamen durch Uebersiedelung von Adelsgeschlechtern in die Mark übertragen ist, zur Erhaltung des Gedächtnisses an das heimatliche Bucha gegründet und mit demselben Namen benannt worden sein.¹⁾ Der Name (1121 Buga, 1440 Bugk, 1509 Böck, 1540 Buck) ist deutsch.

Als der Rathhausthurm im Jahre 1663 einstürzte, zerschmetterte er den davorstehenden Roland, der im Jahre 1693 wieder hergestellt wurde und nun vor dem Schulzenhose seinen Platz fand. Ihren Roland hat auch die Gemeinde in ihr Siegel aufgenommen. Wie auf dem vor dem Schulzenhose in Buch stehenden Original hält er in der Rechten das aufgerichtete Schwert, in der linken den Schild mit dem Doppeladler.²⁾ Die Umschrift des Siegels lautet: DAS GEMEINE SIEGEL VOM DORFFE BVCH. AMT TANGERM.

Weitere Dorfsiegel aus dem Kreise Stendal konnten nicht ermittelt werden.

Kreis Salzwedel.

Salzwedel.

Der älteste Bestandtheil der Stadt Salzwedel ist die Burg Soltwedel. Die Annahme, daß sie bereits um das Jahr 780 von Karl dem Großen als Grenzburg gegen die Wenden angelegt sei, wird sehr bestritten. In unmittelbarer Nähe der Burg siedelten sich gar bald Ackerbauer, Handwerker und Handelsleute an. Ihre Zahl nahm nach und nach zu, sie bildeten Genossenschaften und Zünfte und gaben sich ohne Zuziehung des Burginhabers selbst Gesetze und Einrichtungen. So entstand die Stadt Soltwedel auf der Südseite der Burg. Wie die Zahl der Burgen sich mehrte, wurde über sämtliche Burgen und die ganze Mark, die sogenannte Nordmark, die spätere Altmark, ein Markgraf als oberster militärischer Befehlshaber gesetzt. Als im Laufe der Jahre die Grafen von Stade die Nordmark zu Lehen bekommen hatten und vorzugsweise in Salzwedel residirten, wechselte die Markgrafschaft ihren Namen, sie wurde die Mark Soltwedel genannt.

Als Stadt wird Salzwedel im Jahre 1112 zuerst urkundlich erwähnt, als Kaiser Heinrich V. vor die Burg zog, um hier den geächteten Markgrafen Rudolf zur Botmäßigkeit zurückzubringen. Sie wuchs bald mehr und mehr, sodaß sie 1161 schon eine große Stadt genannt werden konnte.¹⁾ Im Jahre 1247 wurde die von der Altstadt durch die Seeke getrennte Neustadt Salzwedel gegründet. Beide Städte waren ursprünglich durch einen längere Zeit unbebaut gebliebenen Zwischenraum getrennt, sie hatten eigene Gerichtsbarkeit, eigenen Rath und eigene Geistlichkeit. Nicht richtig ist es jedoch, daß auf beiden Seiten eine erbitterte Feindschaft herrschte, und daß sie sich gegeneinander durch Mauern und Thore abschlossen. Es ist neuerdings nachgewiesen,²⁾ daß nach Erfüllung gewisser Formalien jeder Bürger auch zur Nachtzeit auf die Oeffnung der Thore Anspruch hatte und daß die Räte beider Städte, schon von Anfang des 15. Jahrhunderts an, in immer viel-

¹⁾ Danneil. Geschichtliche Nachrichten über die königliche Burg zu Salzwedel im 15. Jahresbericht des altmärkischen Vereins 1865 S. 35.

²⁾ Karl Gädke: Salzwedel im 30 jährigen Kriege. Osterprogramm des Gymnasiums in Salzwedel. 1890. Programm Nr. 243.

¹⁾ G. M. v. Mülverstedt: Ueber die Stammheimath der Altmärkischen Herren von Buch. 16. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins. 1868.

²⁾ Vgl. die farbigen Abbildungen am Schlusse dieser Schrift.

fältigere und freundschaftlichere Berührung getreten sind. So bestand denn nur ein gewisser Gegensatz darin, daß die auch heute noch vorhandenen, in den verschiedenen Erwerbs- und Verkehrs-Verhältnissen begründeten divergirenden Interessen beider Stadtgemeinden in gar manchen Punkten ein Auseinandergehen veranlaßten. Erst die Vereinigung der Magistrate beider Städte, welche am 13. December 1713 erfolgte, und die der beiden Gymnasien (1744) führten eine allmähliche Verschmelzung herbei.

Der Name der Stadt (Soltwiele, wendisch losdy, Soltwedel) ist deutsch. Einige sagen, er solle davon herkommen, daß an der Stelle, wo später die Burg Soltwedel erbaut wurde, in vorchristlicher Zeit dem Sonnengott ein „Solvel“ (Sonnenhaus) errichtet war. Andere leiten den Namen von Solt, plattdeutsch für Salz, und Wedel, einem angeblich altdeutschen Wort für Quelle, her.

Alle bisherigen unhaltbaren Vermuthungen sind in letzter Zeit beiseite geschoben durch eine Konjektur des königlichen Bibliothekars in Berlin Dr. Johannes Luther.¹⁾ Nach ihm ist „wedel“ von dem Stamm „watan“ herzuleiten und als „Furt“ zu deuten; vergl. auch lat. vadum. Das Suffix il ist der locativus, also wad-il der Ort, wo man gehen, schreiten (nicht nur waten) kann. Die Deutung: Salzwedel=Salzfurt ist die erste, gegen welche sich nicht schwere sprachliche und sachliche Bedenken erheben. Der Name würde dann die Furt an der in früheren Zeiten so wichtigen Salzstraße, die von Lüneburg nach dem Osten und Südosten zog, bezeichnen. Und von dem in Salzwedel gewonnenen Salz ist auch kaum ein Name zu rechtfertigen: Die eine Quelle liegt etwa 4 km nördlich, war früher durch eine sumpfige Bruchniederung von der Stadt getrennt und hat so schwachen Salzgehalt, daß ihre Ausnutzung nicht lohnend ist; sichere Zeugnisse über eine solche finden sich auch nirgends. Die andere Quelle aber befindet sich 2 Meilen südlich bei Alten=Salzwedel, das indeß im Volksmunde niemals anders als Ollen=Solten gelaute hat. Auch diese Quelle ist nur etwa einprozentig. Endlich müßte der Nachweis noch erbracht werden, daß Wedel wirklich gleich Quelle ist, und müßte die Heranziehung der anderen Namen mit dieser Endung dazu stimmende Resultate geben, was nicht der Fall ist.

¹⁾ Vgl. hierzu die in der Beilage zur Magdeburgischen Zeitung „Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben“ vom 3., 10. und 17. Juli 1893 (Nr. 27, 28 und 29) erschienene ausführliche Abhandlung: „Der Name Salzwedel.“ Von Dr. Johannes Luther.

In der Entwicklung des Salzwedeler Wappens unterscheiden wir leicht drei Perioden: die der Uebereinstimmung in allen wesentlichen Dingen, die der Scheidung zwischen Altstadt und Neustadt und endlich die der Vereinigung der beiden Wappen.

(Erste Periode.) Aus der ersten Periode haben wir drei große einander auf den ersten Blick fast gleichsehende Siegel: das **† SIGILL' ANTIQVA CIVITATIS SALTWADALA** (Siegeltafel I Nr. 11); ein Siegel der Neustadt vom Jahre 1281, dessen Umschrift indessen fast ganz abgebrockelt ist (Siegeltafel I Nr. 12) und endlich ein drittes, ebenfalls aus der Zeit um das Jahr 1300 stammendes Siegel mit der Umschrift: **† S' BVRGANSIUM CIVITATIS SAL . . . DALA**¹⁾. (Siegeltafel I Nr. 13).

Alle drei Siegel führen übereinstimmend einen großen ganzen Adler mit einem großen querliegenden Schlüssel unterhalb der Fänge. Die einzigen Unterschiede beruhen in der abweichenden Gestaltung der Flügel. Die Flügelssaren auf dem Altstädter Adler sind freisrund gebuckelt und mit einem auf den altmärkischen Siegelabdrücken zwar fast ganz abgegriffenen, auf dem alten Meßingstempel aber noch deutlich erkennbaren sogenannten Aleeblatt geziert.²⁾ Die Flügel des Neustädter Adlers sind gerade zur Seite gestreckt und ohne solche Buckel. Auf jedem Flügelende sitzt der landesherrliche mit dem geschlossenen Adlerflug besteckte Helm auf. Auf dem dritten Siegel endlich sind die Flügelssaren mit quer gelegten Verzierungern versehen.

(Zweite Periode.) Auf allen späteren bekannt gewordenen Siegeln und Wappen weichen die Wappen beider Städte wesentlich von einander ab.

In der Altstadt nämlich trat schon frühzeitig neben das Siegel mit dem querliegenden Schlüssel ein solches in der später allgemein üblichen Form, nämlich der mit dem halbirten Adler und dem zu seiner linken Seite aufrecht stehenden

¹⁾ Das erste der drei genannten Siegel hängt an Urkunden des königl. Geh. Staatsarchivs vom Jahre 1344, 1481, 1488 und 1521. Der Stempel soll im Jahre 1736 noch auf dem Rathhaus in Salzwedel gewesen sein. Von dem 2 und 3. Siegel habe ich zwar Originale gesehen, aber keine, die noch an Urkunden hingen und sich dadurch sicher datiren ließen. Ein Abguß des dritten Siegels ist in der Vohberg'schen Sammlung mit der Jahreszahl 1357 bezeichnet. Leider ist das im Salzwedeler Museum befindliche Original ohne die dazu gehörige Urkunde.

²⁾ Vgl. Danneil „Das Salzwedel'sche Wappen“ und „Einige merkwürdige Siegel“ in dem Salzwedeler Wochenblatt von 1833 und 1836.

Schlüssel. Es ist uns in einem **† S' SACRATVM . ARTIQA . CIVITATIS . SOLTWADLA** erhalten, welches Böhberg in einem Abguß mit der Jahreszahl 1322 versehen und welches Danneil¹⁾ als Rückiegel zu dem oben erwähnten großen Altstädter Siegel an einer Urkunde aus dem Jahre 1323 gesehen hat. (Siegeltafel I Nr. 14). Schon Danneil ist es aufgefallen, daß die Buchstaben der Umschrift eine andere Form zeigen, als die im 14. Jahrhundert sonst übliche und daß auch die Schreibweise SOLTWEDEL eine für jene Zeit ungewöhnliche ist.

Nebenbei hat durch die sichere Datirung dieses Siegels auch ein Widerspruch seine Lösung gefunden, der in dem Vorkommen dieses Wappens mit dem aufrecht stehenden Schlüssel am äußeren Altpervertor zu liegen schien, dessen Erbauung in die Regierungszeit Karls IV. zwischen 1373 und 1378 gesetzt wird.²⁾

Hohlpfennige mit dem halben Adler und dem Schlüssel kommen schon ziemlich früh vor, doch hat es bisher nicht gelingen wollen, sie mit Sicherheit nach Salzwedel zu verweisen.³⁾

Gleichwie Stendal durch Kurfürst Joachim das Privileg erhalten hatte, mit rothem Wachs siegeln zu dürfen, so hat auch Salzwedel dieses Vorrecht und zwar wohl zu etwa derselben Zeit bekommen. Rothe Siegel sind aus der Altstadt vom Jahre 1504, aus der Neustadt erst vom Jahre 1513 bekannt. Das um die erst angegebene Zeit und vielleicht aus Anlaß der Verleihung des Privilegs neu geschnittene **† Secretum . antique . civitatis . soltwedel**⁴⁾ (Siegeltafel I Nr. 15) hat die Größe und Wappendarstellung des Sekrets von 1322, welche letztere nun fortdauernd gebraucht wird, wie aus mehreren späteren kleinen Papierpresseln (OSS) hervorgeht.

Die Weiterentwicklung des Wappens der Neustadt ist charakterisiert durch Hinzufügung eines zweiten Schlüssels und eines zwischen den rechten Helm und den Adlerhals eingeschobenen 6strahligen Sterns. Die beiden

¹⁾ Salzwedeler Wochenblatt, Jahrgang 1836, Seite 125, mit Abbildung. Ein gleiches Rückiegel hängt an einer Urkunde des Kgl. Geh. Staatsarchivs vom Jahre 1353.

²⁾ Danneil, Salzwedeler Wochenblatt 1833 S. 412.

³⁾ Vgl. Leitzmann's Wegweiser auf dem Gebiet der Münzkunde. Band I, Seite 86 ff.

⁴⁾ Kgl. Geh. Staatsarchiv 1490, 1561 (roth), 1568 (Papierpressel), 1570 und 1602. Altmärkisch-Prignitz'sche Städteurkunden im Altmärkischen Museum in Stendal 1601 und 1623.

gleich großen Schlüssel sind wagerecht, sich halb bedeckend übereinandergelegt und werden durch die dazwischen gesteckten Schwanzfedern von einander getrennt. So auf dem aus dem 14. Jahrhundert stammenden größeren **† SIGILLVM . NOVA CIVITATIS * SALTWADIL** (Siegeltafel I Nr. 16)¹⁾ und dem in die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts zu setzenden kleineren **† S. NOVA . CIVITATIS . SALTW** (Siegeltafel I Nr. 17).²⁾ Auf jedem dieser Siegel sitzen die beiden einander zugekehrten Helme fest auf den Flügelenden auf.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts tauchen, wie in der Neustadt, so auch in der Altstadt kleinere Petschafte zum Gebrauch für den Verschluss der eigentlichen Briefe auf. Sie zeigen die Buchstaben OSS und NCS.

(Dritte Periode.) Die Vereinigung der Alt- und Neustadt im Jahre 1713 bot Gelegenheit zu einer Wappenvermehrung, indem man beide Wappen einfach nebeneinander in einen Schild setzte. Das so geschaffene Bild ist schon öfter für ungeschickt gehalten worden — aber wohl mit Unrecht. Man vergleiche zum Beispiel nur das vereinigte Wappen der Alt- und Neustadt Brandenburg a. S. — die dort entstandene Häufung von 9 spitzen Thürmen wirkt geradezu unangenehm, während in dem Salzwedeler Wappen eine Abwechslung durch die Halbierung des einen Adlers und die Stellung der Schlüssel schon von vornherein gegeben ist.

Ein mit geschmackloser Uebersetzung des Stadtnamens solchergestalt geschnittenes Siegel: **SIGILLVM COMBIN . SENATVS . SOLTQVELLARVM**: welches unten im Schildesfuße das Datum: „D. 13. DEC. 1713“ trägt, scheint das erste Siegel der vereinigten Städte gewesen zu sein. Abweichend von den sonstigen Darstellungen sind im zweiten Felde die Helme über und die Schlüssel unter dem Adler frei schwebend dargestellt, und die Griffe der Schlüssel nach rechts statt nach links gelegt. Auch ist der Stern auf die linke Seite des Adlerhalses gebracht. Da diese Fehler mit der weiteren überflüssigen Zuthat eines zweiten Sternes im Neustädter Wappen in neuere Abbildungen des Wappens übergegangen sind, so erscheint es angemessen, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, um einer Wiederholung derselben vorzubeugen.

¹⁾ Kgl. Geh. Staatsarchiv 1344 (?) 1482 und 1488. Böhberg'sche Sammlung 1513 (roth).

²⁾ Kgl. Geh. Staatsarchiv 1568 (Papierpressel) 1570 (roth) und 1602. Altmärkisch-Prignitz'sche Städteurkunden 1601 und 1623.

Die Wappenfarben sind die bekannten. Der rothe Adler steht im silbernen Felde, Schlüssel, Helme und Stern sind blau.

Kleefengel sind den Adlern auf amtlichen Darstellungen nie gegeben, man läßt sie deshalb auch auf dem Neustädter Adler, bei dem sie auf einem eingelegten Tisch aus dem Jahre 1567 und einer farbig gemalten Glascheibe vorkommen, am besten ganz fort.

In den Wappenfenstern der jüngst renovirten Lutherkirche in Wittenberg ist unter den Wappen der Reformationsstädte auch das Wappen der Altstadt Salzwedel angebracht, jedoch mit falscher Tingirung. Der Schlüssel hätte blau statt roth gemalt werden müssen.

Calbe an der Milde.

Nur drei Dinge find's, die man zu Calbe findet,
Holz, Hopfen und Heu.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das St. Laurentius-Kloster Calbe, welches im Jahre 983 von den Wenden zerstört wurde, in unserem Calbe und nicht in dem Magdeburgischen gelegen hat.¹⁾ Aber geschichtlich beglaubigt tritt Calbe a. M. erst im Jahre 1196 auf, wo die Hälfte der Burgward Calbe vom Markgrafen Otto II. dem Erzbischof Magdeburg zu Lehn aufgetragen wurde. Demnach scheint Calbe zu den ältesten Ansiedelungen im Wendenlande gehört zu haben.

Das gewöhnlich „Haus Calbe“ genannte feste Schloß gehörte vorübergehend den Herren von Kröcher. Seit dem Jahre 1324 ist es in den Besitz derer von Alvensleben gekommen und nicht nur bis heute darin verblieben, sondern ein steter Vereinigungsort aller Geschlechtsvettern geworden. Wiederholt sind die in der Geschichte dieses Geschlechts so merkwürdigen „Burgfrieden“ hier geschlossen worden. In den Jahren 1626—1631 brausten die Stürme des 30 jährigen Krieges über Schloß Calbe dahin. Im Jahre 1632 wurde die Burg trotz der flehentlichsten Gegenvorstellungen der Familie auf Befehl des Kurfürsten Georg Wilhelm

¹⁾ Vgl. hierzu die ausführlichen Abhandlungen des Oberpredigers Müller Calbe a. M. und des Professors Dr. G. Hertel-Magdeburg in dem XXI. Jahresbericht des Altmarkischen Vereins Heft I S. 1 ff. und Heft II S. 69 ff.

niedergerissen, weil das feste Haus dem Lande mehr zum Schaden als zum Vortheil gereichte. Trotzdem hatte die Stadt weiter unter der Unbill des Krieges zu leiden. Erst im Jahre 1670 zählte sie wieder 70 Bürger. Bis zum Jahre 1807 war sie Mediatstadt derer von Alvensleben.

Die Herkunft des Namens (Caluo, Calue, Calve) ist ungewiß, doch dürfte er eher wendisch, als deutsch oder gar römisch sein.

Das Wappen ist ein gespaltener Schild, in dessen vorderem Theil ein rother halber Adler am Spalt in Silber steht, während im hinteren ein aus dem Schildesrand wachsendes rothbraunes Kalb auf den Namen der Stadt hinweisen soll. Die Farben des zweiten Feldes sind nicht sicher bekannt. Eine in der Stadt Calbe befindliche nicht-amtliche Wappenmalerei zeigt zwar ein rothbraunes Kalb in blau, man sieht indeß schon aus der Tingirung des ersten Feldes, in welchem der Adler fälschlich schwarz gemalt ist, daß der Wappenmaler in Bezug auf die Farben nicht als zuverlässig angesehen werden darf. Als Grundfarbe der zweiten Schildeshälfte kann allein Gold in Betracht kommen. Eine silberne Tingirung würde gegen die heraldische Regel verstoßen, daß nicht beide Hälften eines gespaltenen Schildes von derselben Farbe sein dürfen.

Bekmann, sowie Hermes und Weigelt, wie auch Zahn¹⁾ geben das zweite Feld als „gerautet“ an. Wahrscheinlich aber haben wir es hier nur mit einer Damaszirung zu thun, denn keines der älteren Siegel zeigt diese rautenartige, das ganze Feld schwach überziehende Schraffirung, auch das älteste²⁾ mit der Umschrift *SIGILLVM OPIDI CALBENSIS nicht. Dagegen findet sich auf diesem Siegel eine andere Merkwürdigkeit. In der Randumschrift über der Mitte des Spaltes an der Stelle, wo auf den mittelalterlichen Siegeln das Kreuz steht, erscheint deutlich eine stilisierte Blume und dieselbe Blume mit 4 großen und 4 kleinen Blättern wiederholt sich in der Klaue des Adlers. Kein Zweifel, es ist die Alvenslebische Rose! Auch ein zeitlich zwischen diesem Siegel und dem neuesten Stadtsiegel stehendes Siegel mit der Umschrift SIGILLUM CALBENSIS (!) zeigt denselben Schmuck. Die oben am Spalt stehende Rose ist jedoch ganz natürlich

¹⁾ Zahn, Geschichte der Altmark S. 94.

²⁾ Sammlung Clericus in der Siegelsammlung des kgl. Geheimen Staatsarchivs in Berlin.

gestaltet, während die von dem Adler gehaltene die heraldische Form zeigt. Offenbar hat aber der Stempelschneider die Beigabe nicht recht zu deuten gewußt — es sind sieben ungleichmäßig gruppierte Punkte daraus geworden.

Auf dem neuesten Stadtsiegel und dem Schwarzdruckstempel sind die beiden Rosen ganz verschwunden. Sollte es nicht am Plage sein, die Rose in der Klaue des Adlers wieder herzustellen und damit dem Adler ein kleines Beizeichen zu geben, welches nicht nur eine historische Begründung hat, sondern ihn auch von dem Adler der übrigen altmärkischen Städte vorthellhaft unterscheidet?

Groß-Apenburg.

Der Name Apenburg wird angeblich schon im 12. Jahrhundert erwähnt. Das Städtchen (oppidum) wurde im Jahre 1344 in dem Kriege zwischen dem Markgrafen Ludwig dem Älteren von Bayern und dem Herzog Otto von Braunschweig gänzlich zerstört. Das hierbei vernichtete, aber 5 Jahre später von dem Rathe der Stadt neu aufgezeichnete Stadtbuch ist noch erhalten. — Als der Stern des falschen Waldemar zu sinken begann, war die Vogtei Salzwedel die erste, welche zu dem Markgrafen Ludwig zurückkehrte, vermuthlich auf Betreiben der Schulenburgs, welche im Jahre 1351 den in der Nähe ihres heimatlichen Beekendorf belegenen Ort zum Lehen erhielten und zugleich die Erlaubnis bekamen, ihn mit einer Mauer zu umgeben oder sich eine Burg daselbst zu bauen. Das Oeffnungsrecht behielten sich die Markgrafen vor. Die Burg selbst wurde sofort gebaut, die Befestigung des Ortes unterblieb jedoch auf den Widerspruch der Städte.

Apenburg war früher entweder beträchtlich größer als jetzt, oder aber es wurde nach der Einäscherung im Jahre 1344 auf einem anderen Plage neu erbaut, denn noch heute stößt man beim Begebau in unmittelbarer Nähe des Fleckens auf uraltes Straßenpflaster. Es war auch früher eine Stadt, die das Salzwedelsche Recht angenommen hatte. Schon in einer Urkunde vom Jahre 1344 werden consules oppidi erwähnt.

Der Name des Fleckens ist deutsch (Apenborch). Das Wappen zeigt in der rechten Hälfte des silbernen Schildes den halben brandenburgischen Adler, in der linken einen nach rechts gewendeten Affenkopf mit Halsband. Dieses letztere Bild bestätigt so recht die bekannte Thatfache, daß die

deutschen Bürger, als äußere Gründe an sie herantraten, sich ein heraldisches Symbol ihres Gemeinwesens zu wählen, so selten daran dachten, auf die verschollene Bedeutung des Ortsnamens zurückzugreifen, sondern ihr Wappen und Siegelbild nach dem ungefähren Klange des Namens sich zurecht legten. So entstand aus der offenen (oapnen) Burg die Affen-(Oäpen)Burg.

Ein Siegel mit der Umschrift: * DE · RADT TO APENBORCH ist bei Bekmann abgebildet. Ein Original desselben in grünem Wachs befindet sich in den Sammlungen des Altmärkischen Vereins in Salzwedel.

Beekendorf.

Beekendorf war ursprünglich ein Dorf mit einer markgräflichen Burg, die im Jahre 1345 an die Familie von der Schulenburg kam und von dieser zu einem festen Schlosse ausgebaut wurde. Unter dem Schutze der Burg entwickelte sich der Flecken, der dann mit dem Dorfe zusammenwuchs und dessen einer Teil noch heute „das alte Dorf“ heißt. Von einer Kirche in dem alten Dorfe ist schon im Jahre 1292 die Rede. Der Flecken wird im Jahre 1420 zuerst erwähnt, doch war er vielleicht schon im Jahre 1375 vorhanden (suburbium castri).

Das Wappen des Fleckens ist eine rothe dreithürmige Burg im silbernen Felde. In dem offenen Thor ist das Wappen der Schulenburgs, drei rothe Adlerbeine (2:1) in Silber, angebracht. Im Schildesfuß ist die Lage des Dorfes an der Jeeze durch blaues Wasser angedeutet. Vielleicht soll damit auf die kaum ernsthaft zu nehmende Etymologie des Namens: „by Jeez een Dorp“ „Beeken-Dorp“ hingewiesen werden.

Dörfer des Kreises Salzwedel.

Bethlingen. Der Name (1500 Czetlinge) ist deutsch. Patrone von Bethlingen sind die Besizer der Rittergüter Zichtau und Schendenhorst, welche sich in früherer Zeit im Besitze der Familie von Alvensleben befunden haben. Das Wappen sind dem entsprechend die drei silbernen Alvenslebischen Rosen (2:1), jedoch ohne die Balken.

Eine ganze Reihe anderer Dörfer des Kreises, z. B. Ahlum, Audorf, Audorf, Böckwitz, Boneje, Cunrau, Hanum, Mademin, Tilsen haben in ihren Siegeln eine Rosette, ein Rad oder einen Hespel mit 8 Speichen, deren Formen vielfach in einander übergehen. Ich habe darin nicht ein besonderes Siegelbild, sondern nur eine Verzierung erblicken können, welche ihr häufiges Vorkommen wohl dem Umstande verdankt, daß alle diese Siegel von demselben Graveur geschnitten sind.

Kreis Osterburg.

Osterburg.

Osterburg wird in einer Urkunde vom Jahre 1151 zuerst als Stadt genannt. Eine spätere Urkunde vom Jahre 1287 erwähnt indessen schon die „alte Stadt“. Man schließt daraus, daß inzwischen eine Neuan siedelung oder Erweiterung stattgefunden haben muß und legt diese in die Zeit von 1151 bis 1170.

Der Name (Osterburch, Osterborg) ist deutsch: Burg nach Osten. Die Osterburg, vielleicht schon unter Heinrich I. gegründet, war der Sitz der Grafen von Osterburg und ein Glied jener Kette von Festungen, die sich von Arneburg bis nach der heutigen Provinz Hannover hinein erstreckte: Arneburg, Wallisleben, Uchtenhagen, Osterburg, Krumbeke (heute Krumke an der krummen Beker, Rossau und Gladigau).

Das Wappen ist der brandenburgische Adler über einer Burg. Die letztere wird auf den ältesten Siegeln als eine viermal gethürmte Stadtmauer dargestellt mit offenem Thor, worüber der brandenburgische Adler. Der bald schwebende, bald auf den inneren, kürzeren Thürmen ruhende Adler ist auf den älteren Siegeln, z. B. auf dem auch bei Bismann abgebildeten 8 cm im Durchmesser haltenden **✠ SIGILLUM • BVRGANSIVM • IN • OSTARBVRCH** (Siegeltafel II Nr. 18)¹⁾

¹⁾ Vgl. Geh. Staatsarchiv 1344. 1353. 1369. Ebendort auch ein ähnliches nur kleineres **✠ S' SACRATVM CIVITATIS OSTARBORCH** von 1353 (Rückseitel des größeren) und 1392, 1462, 1561 und 1623. (Siegeltafel II Nr. 19.)

der richtige altmärkische Adler, auf einigen modernen Stempeln hat er dagegen Scepter und Schwert, Krone und Namenszug annehmen müssen. Hoffentlich nur vorübergehend!

In neueren Abbildungen sind die vier Thürme wiederholt spitz behelmt dargestellt. Obgleich es nun ganz gleichgiltig ist, wie man die Thürme zeichnet, so sollte man doch nicht ohne Noth von der alten Tradition abweichen, umfoweniger hier, wo die runden Helme in ältester Zeit immer geführt worden sind.

Die in Osterburg selbst vorhanden gewesenen älteren Siegel sind im Jahre 1761 bei dem großen Brande vernichtet. Das königliche Heroldsamt hat in einem Schreiben vom 26. März 1887 das Wappen blasonirt als „einen über einer mit vier Thürmen besetzten Ringmauer schwebenden Adler. Als Schildfarbe sollte Silber, für die Mauer rot und für den Adler schwarz gewählt werden. Über den Schild wäre eine Mauerkrone zu setzen.“ Daß die Mauerkrone höchst überflüssig ist, darüber ist man heutzutage unter den Heraldikern ziemlich einig. Der „schwarze“ Adler aber ist, — sit venia verbo — ein Unding! Womöglich noch mit Scepter, Schwert, Reichsapfel und allen sonstigen Attributen! In das Wappen einer altmärkischen Stadt gehört der rothe brandenburgische Adler im silbernen Felde und kein anderer! Die Mauer ist roth zu tingiren mit blauen Helmen und goldenen Knäufen.

Seehausen.

Seehausen wird im Jahre 1174 zum ersten Male authentisch urkundlich erwähnt¹⁾ und verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich den Holländern,²⁾ welche neben der landesherrlichen Burg einen Flecken mit der St. Jakobikirche gründeten. Aus diesem Burgflecken (urbs) ist die Altstadt erwachsen, welche schon 1196 ausdrücklich als Stadt (oppidum) bezeichnet wird, aber bald zerfiel, als die von sächsischen Kolonisten gegründete Neustadt mit der St. Petri- und Paulkirche zur Blüte gelangte.

¹⁾ G. Sello. Zur Geschichte Seehausens. XXI. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins. S. 17 ff.

²⁾ Vgl. Göke, Kirchengeschichte der Stadt Seehausen. Seehausener Programm 1865. Ebenda verlegt Göke die erste urkundliche Erwähnung der Stadt in das Jahr 1151 — doch ist die Datirung der hier in Bezug genommenen Urkunde zum mindesten unsicher.

Die St. Jakobikirche und die St. Cyriacikirche des im Jahre 1255 gegründeten Dominikanerklosters sind am Anfang dieses Jahrhunderts gänzlich abgetragen worden. Von der Stadtbefestigung ist nur das Fenster-Thor und von den Warttürmen außerhalb der Stadt sind die Blumenwarte und der Fangelurm noch erhalten.

Der Name der Stadt (Sehusen, Seehusen) ist deutsch.

Bekmann beschreibt das Wappen als einen rothen Adler in grünem Felde mit gelbem Schnabel und Klauen, in jeder der letzteren ein Seeblatt haltend. Dieser Beschreibung entspricht auch das bei ihm abgebildete $+ \times + \text{SECRETUM} + \times + \text{CIVITATIS} + \times + \text{SEHUSEN}$ (Siegeltafel II Nr. 20), welches ich im Original an verschiedenen Urkunden aus den Jahren 1405 und 1623 hängend gefunden habe. Die Form des Seeblattes ist hier überall die eines spitzen Lindenblattes.

Weit schöner ist ein tadellos erhaltenes größeres Siegel von $6\frac{1}{2}$ cm Durchmesser mit der Umschrift $\div \text{SIGILLVM} \cdot \text{BURGENSIVM} \cdot \text{IN} \cdot \text{SEHUSEN}$ (Siegeltafel II Nr. 21),¹⁾ an welchem die beiden Seeblätter noch nicht von dem sehr altertümlich gebildeten Adler in den Klauen gehalten werden, sondern rechts und links von dem Rumpfe desselben frei schweben. Die Form der Seeblätter ist die ausgebrochene, lange irrthümlich als Schröterhörner angesprochene, wie wir sie u. a. in dem Wappen der Grafen von Brena und der Herren von Jerichow sowie derer von Friesack finden.²⁾ Das Siegel hängt an einer Urkunde vom 10. August 1353. Das dazu gehörige kleinere Rückiegel $\div \text{SACRATVM} \times \text{CIVITATIS} \times \text{SEHUSEN}$ ³⁾ (Siegeltafel II Nr. 22)⁴⁾ ist ihm im wesentlichen gleich, nur daß der Adler in einen gothischen Schild gestellt ist, daß die beiden nunmehr ganz herzförmig gewordenen Seeblätter zwischen Schildesrand und Siegelumschrift stehen, daß ein drittes Seeblatt auf die Brust des Adlers gelegt und daß die sonst noch frei gebliebene Fläche sternartig mit liegenden Kreuzen besät ist.

Ein kleineres späteres Siegel S. O. S. scheint die Seeblätter nicht zu haben. Die über jeder Flügelachse angebrachten drei Punkte „•“ haben wohl keine Bedeutung.

¹⁾ Kgl. Geh. Staatsarchiv 10. Aug. 1353, 1369, 1488.

²⁾ Kgl. Abbildung im 6. Jahrg. der Magdeb. Geschichtsblätter. S. 425.

³⁾ Stempelfehler für **SEHUSEN**.

⁴⁾ Aus dem Lübecker Archiv schon vom Jahre 1350 bekannt. Ebenda auch 1410.

Der Vollständigkeit halber sei endlich noch erwähnt, daß Möhsen in seiner handschriftlichen Sammlung brandenburgischer Städtewappen¹⁾ sagt, daß Seehausen drei Seeblumenblätter im Wappen gehabt habe, auf welche hernach der Adler gekommen, doch so, daß unter jeder Klaue ein Seeblumenblatt hervorstehe. Die Wappenzeichnung, welche er nach einer Münze dazu giebt, zeigt in der That drei im Dreipaß gestellte spitze (Linden-)Blätter, mit den Blattstielen aneinanderstoßend und von kleineren Eichenblättern, auch von Helmen, Flügeln, Adlerköpfen und dergleichen bewinkelt, auf die man leicht einen Adler so legen kann, daß das eine Blatt durch den Rumpf verdeckt wird und daß die anderen beiden Blätter an den Adlerklauen hervorsehen. Aber es muß doch wohl sehr angezweifelt werden, daß die in Bezug genommene Münze wirklich eine in Seehausen geprägte landesherrliche Münze ist.

Nach der Auskunft des Magistrats ist das Wappenfeld nicht grün, sondern (zugleich heraldisch richtiger) silbern. Der Adler wird ohne Krone,²⁾ aber mit roter Zunge und goldenen Kleeftengeln dargestellt. Die Seeblätter, bei denen nach einer Privatmittheilung an die Wasserlinse, *lemna minor* (Entensflott) gedacht werden soll, sind von natürlicher Farbe, sehen aber auf den neuesten Siegeln und Siegelstempeln fast wie Kleeblätter aus, offenbar sinnwidrig, da Kleeblätter keine Seeblätter sind. Das richtigere wäre wohl, statt der Blätter der Wasserlinse die von *Nuphar luteum*, der Seerose, zu nehmen, wie ein solches Blatt auch die Stadt Seehausen im Kreise Wanzleben im Wappen hat oder besser gesagt haben müßte, denn die Sonnenblume, die man in gelegentlichen Abbildungen dieses Seehäuser Wappens sieht, ist ganz unberechtigt.

Werben.

Eine Burg Werben wird schon im Jahre 937 erwähnt; sie spielte als Grenzburg gegen die Wenden Jahrhunderte lang eine blutige Rolle. In den Jahren 1005 und 1012 weilte dort der deutsche König Heinrich der Heilige und in den Jahren 1032 und 1034 Konrad II. Alle Veröhnungsversuche zwischen den Wenden und Sachsen mißlangen. Nachdem

¹⁾ Mscr. Boruss. Fol. Nr. 106 in der Kgl. Universitäts-Bibliothek in Berlin.

²⁾ Was gegenüber der Angabe bei Engelst zu beachten ist. Die Krone scheint niemals geführt worden zu sein.

die Schlacht bei der alten Feste Prizlawa geschlagen, in welcher der Markgraf Wilhelm selbst sein Leben einbüßte, eroberte erst Albrecht der Bär Werben wieder. Er übergab den Ort im Jahre 1160 dem Johanniter-Orden, welcher dort eine Komthurei errichtete und die noch heute sehr sehenswerthe St. Johanniskirche erbaute. Von nun an gestalteten sich die Geschehnisse Werbens friedlicher, nur der 30jährige Krieg brachte noch einmal Kampf und Noth.

Der Name der Stadt (Wirbina [1018], Wirbena) ist wendisch und von wirbna = Weide abzuleiten. Das Siegel zeigte früher allein den Adler, später sind noch Halbmond und Stern hinzugekommen. Da zudem auch alle alten Siegelstempel im Original erhalten geblieben sind, so läßt sich an ihnen die Geschichte des Stadtwappens sehr leicht verfolgen.

Das älteste, jedenfalls noch aus dem 13. Jahrhundert stammende¹⁾ spigovale .†. SBVRGANSIVM. IN WARBAN in seinem größten Durchmesser 8 cm hoch, zeigt nur den nach rechts gewendeten Adler (Siegeltafel II Nr. 23). Ein kleineres  s secretum ciuitatis werben hat ihn nach links (Siegeltafel II Nr. 24). Ein viel später als das vorhergehende geschnittenes, recht rohes Siegel mit den Initialen S. O. W., das noch im Jahre 1664 im Gebrauch war, ist neben diesen beiden mittelalterlichen Siegeln das einzige, welches gleich ihnen den Adler ohne Beigaben hat. Alle anderen Stempel, welche aber wohl kaum über den Anfang dieses Jahrhunderts zurückgehen, zeigen über dem Adler einen nach oben gerichteten Halbmond und wieder über diesem einen sechsstrahligen Stern. So wird das Wappen heute noch geführt.²⁾

Wie nicht anders anzunehmen, steht auch hier der rothe Adler im silbernen Felde. Mond und Stern werden golden gemalt, was streng genommen im silbernen Schilde gegen die heraldische Regel ist.

Ueberhaupt ist nicht bekannt, wie Mond und Sterne in das Wappen hineingekommen sind. Clericus spricht diesen Zeichen³⁾ jede besondere Bedeutung ab, sie seien meist Zu-

¹⁾ In Urkunden des königlichen Geh. Staatsarchivs aus den Jahren 1353–1516.

²⁾ Vgl. die farbige Abbildung am Schluß dieser Schrift.

³⁾ Beschreibung des Wappens der Stadt Schleswig. Illustrierte Zeitung.

thaten des Stempelschneiders, der damit eine leere Stelle ausfüllen wollte. Nun sind sie indeß einmal zwei Jahrhunderte im Gebrauch und mögen bleiben!

Aus dem letzteren Grunde auch empfiehlt es sich nicht, eine Wappenbesserung im Sinne der früher erwähnten Blasnirung des Werbener Wappens nach Engelt vorzunehmen, umsoweniger als bisher noch nirgends ein Wappen oder Siegel mit dem „Arndt auff einem Monde“ gefunden worden ist. Als ich darüber nachsah, wie wohl Engelt auf diese merkwürdige Wappenbeschreibung gekommen sein möchte, fiel mir zufällig ein alter Druckstock mit der Type eines Doppeladlers in die Hand, auf dem die Schwanzfedern so eigenthümlich zur Seite gebogen waren, daß die ganze Bildung des Schwanzes einem Halbmonde nicht unähnlich schien, besonders freilich wohl deshalb, weil die mittlere Schwanzfeder in der Darstellung fast ganz verschwand. Ich kann ja nun nicht annehmen, daß Engelt diese Abbildung gesehen und sie für das Wappen von Werben gehalten hat — das war schon wegen des Doppelkopfes nicht gut möglich, ganz abgesehen davon, daß es sich hier um ein Münzenbild handelte, nämlich um einen Kupfer-Dirhem des Ortoquiden von Kaifa. Naqr Eddin Mahmud und seines Lehnsherrn Melik El Adil Seif Eddin Abu Bekr Mohammed vom Jahre 615 (1217 n. Chr.) — aber es ist nicht denkbar, daß irgend eine — bisher verborgen gebliebene — Werbener Stadtsiegeltype eine ähnliche Schwanzfederbildung aufweist und daß diese den Irrthum Engels verursacht hat? Bekanntlich macht ja gerade die Deutung derjenigen Wappen die meisten Schwierigkeiten, die auf schlechte und mißverständene Siegelabdrücke zurückzuführen sind.

Arendsee.

Über die Gründung der Stadt Arendsee ist nichts bekannt, doch war der Ort jedenfalls schon vorhanden, als der Markgraf Otto I. 1184 zu Ehren der Jungfrau Maria dort ein Benediktiner-Jungfrauen-Kloster gründete. Die Osterburger Grafen und der Adel ließen es an frommen Gaben nicht fehlen. So wuchs der Konvent. Im Jahre 1481 waren außer der Abtissin Anna von Jagow 70 Ordensschwestern vorhanden.

Durch den Brand vom 26. Juli 1831 wurde ein großer Theil der Stadt zerstört. Die Rathsregistratur und sämtliche Urkunden wurden ein Raub der Flammen.

Der Name der Stadt (Arnesse, 1455 Arnezee, 1458 Arntze, 1472 Arnsehe) ist deutsch und heißt Adlersee.

Unter Zugrundelegung einer amtlichen Beschreibung der Stadtsiegel zu Arendsee, welche der Magistrat unter dem 26. März 1839 erlassen hat, ist die Entwicklung des Stadtwappens die folgende:

Das älteste Siegel (von 2¼ cm Durchmesser, oval) hat die Umschrift „* SIG : SENATUS ARENDSEENSIS“ und in einem innerhalb der Umschrift stehenden Schilde einen nach rechtsgewendeten Adler, der von einem Kreuz und 2 Seerosen begleitet ist. Das Kreuz soll angeblich an die Stiftung des Klosters erinnern, die beiden Seerosen dagegen sollen das Andenken an die Entstehung des Sees im Jahre 822 wach erhalten.¹⁾

Diese Beigaben stehen aber nicht in dem Schilde, sondern außerhalb desselben, zwischen Schildesrand und Legende, und zwar das Kreuz auf dem oberen Schildrande, während die beiden Seerosen seitwärts unter dem Schilde hervorstechen.

Ein etwas späteres und größeres ebenfalls ovales Siegel zeigt noch das Kreuz, dagegen sind die beiden Seeblumen schon fortgefallen.

In der Sammlung Clericus im Kgl. Geheimen Staatsarchiv in Berlin befindet sich ein Papierpressel, dessen Stempel in Arendsee im Jahre 1839 nicht mehr vorhanden gewesen zu sein scheint, welches aber mit dem an zweiter Stelle beschriebenen Siegel gleichartig sein dürfte. Es führt die Umschrift • SIGILLVM DES RADS ARNSSE. Die Seerosen fehlen und auch das Kreuz ist schon fast verschwunden. War es schon auf den älteren Wappen nur schwer erkennbar, so ist es jetzt ganz entartet und zu einer Arabeske auf dem oberen Schildrande geworden.

Im Jahre 1834 hat man ein neues Siegelbild geschaffen. Der Adler ist geblieben, aber er ist der richtige preussische Staatsadler geworden, mit Krone, Scepter und Reichsapfel, mit Kleestengeln und mit dem verschlungenen Namenszuge des Königs auf der Brust. Das Ordenskreuz ist endgiltig verlassen, dagegen haben sich die Seerosen wieder eingestellt. Sie strecken ihre weißen Köpfe aus einem unterhalb des Adlers befindlichen See hervor, 13 an der Zahl, „die zur städtischen Verwaltung verordneten 4 Magistratsmitglieder und die

¹⁾ Richtiger wäre es wohl gewesen, zu sagen, daß die beiden Seerosen eine Anspielung auf den Stadtnamen sein sollen.

9 Stadtverordneten bezeichnend.“ Da der Magistrat das Wappen in seinem 5 Jahre nach Herstellung des Siegels herausgegebenen Erlaß vom 26. März 1839 selber also blasoniert, wird man gegen diese Erklärung Nichts einwenden dürfen.

Mag es sonst heraldisch gleichgiltig sein, ob eine Mauer in der Zeichnung 3 oder 4 Zinnen und 3 oder 4 Fenster erhält, hier wird an der Zahl 13 festgehalten werden müssen, bei Strafe des Zorns eines Wohlweisen Magistrats! Warum man aber nur den Bürgermeister nicht auch auf dem Wappen verewigt hat? Wäre nicht 14 eine viel schönere Zahl gewesen, als die unheilvolle 13?

Doch Scherz bei Seite. Das Wappen mit seinen leuchtenden weißen Blumen ist wirklich hübsch und eine Verbesserung gegen früher. Nur setze man sobald wie möglich den rothen brandenburgischen Adler auch von Magistratswegen wieder in sein angestammtes Recht.

Von spthagistischem Interesse wird es sein, noch zu hören, daß die Stadtverordneten von Arendsee seit dem Jahre 1833 ein eigenes Siegel führen: eine aus einem See herauswachsende Seejungfrau.

Dörfer des Kreises Osterburg.

Klein Ellingen. Der Ort ist Stammsitz der seit 1286 in der Uckermark genannten ritterlichen Familie gleichen Namens. Der Name (Ellinge 1289) ist deutsch. Das Siegel ist neueren Ursprungs und zeigt in der linken Ecke des Feldes drei übergroße Ahren auf dem Stalm, auf die von rechts her die Sonne herniederstrahlt.

Hohenberg. Der Name ist deutsch. Der Ort hat sein Siegel von dem früheren Besitzer, dem General von Meyern-Hohenberg, drei 2:1 gestellte Tulpenblüthen.

Polkritz. Im Jahre 1157 besaß das Benediktiner-Kloster Plsenburg bereits Güter in Polkritz. Albrecht der Bär befreite sie in dem genannten Jahre von allen bestehenden Gerechtsamen, was im Jahre 1204 durch den Grafen Albrecht von Arneburg bestätigt wurde. Noch im Jahre 1535 befehute der Plsenburger Abt die Familien von Lüderitz und Wolbeck von Arneburg mit dem Rittergute in Polkritz.

Der Name (1157 Puleritz, 1238 Polkertz) ist wendisch.

Das aus neuester Zeit stammende Siegel ist zweifellos dem von Kl. Ellingen nachgebildet: die drei Ähren sind in die Mitte gerückt und von 2 hohen echten Tannen überragt.

Wahrenberg. Der Name ist deutsch. Der Ort gehörte den Edelen Gänjen zu Putlig. Das Dorfsiegel zeigt im behelmten Schilde drei Ähren. Die Helmzier, eine Themis, ist eine höchst überflüssige Beigabe des Siegels.

Kreis Gardelegen.

Gardelegen.

Gardelegen wird 1196 zuerst als Stadt genannt, die Burg gleichen Namens erscheint dagegen schon im 11. Jahrhundert in der Geschichte. Sie wurde von den brandenburgischen Markgrafen vielfach verpfändet und endlich im Jahre 1448 als erbliches Lehen an die von Alvensleben verkauft. Wegen ihrer gewaltigen Mauern und Thürme erhielt sie im 16. Jahrhundert den Namen Ffensch nibbe.

Die Stadt war Mitglied der Hanja und gelangte im Mittelalter zu Ansehen und Wohlhabenheit. Der Reformation neigte sie sich frühzeitig zu, Verkünder der neuen Lehre war Bartholomäus Nieseberg, der begeisterte Anhänger und Freund Luthers. Ein Bier, die Garlei, war weitberühmt. Am Anfang des 17. Jahrhunderts zählte man auf etwa 500 Feuerstellen 250 Brauhäuser. Während des 30-jährigen Krieges hatte Gardelegen nächst Osterburg von allen altnmärkischen Städten am meisten zu leiden. Pappenheim lag 2¼ Jahr dort im Quartier! Bald aber verhalfen Hopfen und Bier der Stadt wieder zu einer gewissen Blüthe.

Ueber die Entstehung des Namens (Gardeleve, Gerles, Gerdelef, Gardelege, Garleue, Garleben, Gardeleb) ist viel hin und hergestritten worden. Eine alte Deutung ist die, daß der Name mit gort = Umzäunung und loebe = Laube zusammenhänge. Vielleicht aber ist, weil Gardelegen zum halberstädtischen Stiftsprengel gehörte, an einen der dortigen Kirchenfürsten namens Gardolf zu denken, von dem der Ort seiner Zeit gegründet oder geweiht wurde und der ein Vorfahr

des Halberstädter Bischofs Gardolf von Harbke (1193 bis 1201) war. Der Name ist deutsch und bedeutet mansio sive locus (hereditas) Gardonis oder Gardolli.

Das älteste bekannte Siegel hängt an einer im königlichen Geheimen Staatsarchiv befindlichen Urkunde vom Jahre 1309 und an einem Kürschner-Gildebrief vom Jahre 1327. Neben dem halbirten Adler sehen wir deutlich fünf schwach gebogene, sich oben etwas nach links neigende dickköpfige Gerten, die aus einem querliegenden Stamm oder einer Erdscholle herauswachsen und ihre Wurzeln nach unten durchgesteckt haben. Die Umschrift lautet † SIGILLVM • BVRCANSIVM IN GRADELECHE¹⁾ (Siegeltafel II Nr. 25). Ein neueres, etwas kleineres Wachsiegel aus den Jahren 1390 und 1488 ist dem eben beschriebenen ganz gleich, nur daß die Gerten sich um eine vermehrt haben und daß neben den Gerten ganz schwache und verwischte punktförmige Spuren von Blattwerk bemerkbar sind. Die Umschrift lautet ebenfalls † SIGILLVM • BVRCANSIVM IN GRADELECHE²⁾. Offenbar ist dieses Siegel dasselbe, welches Beckmann mit deutlich gezeichneten Blättern abbildet³⁾ und von dem er sagt:

„Das alte Majorsiegel stellet die stangen mit dem hopfen so gar deutlich nicht vor, sonderlich oben, da die spize einem einzeln gewächse ähnlicher, als einem flausch hopfen hauptlein; die es doch sein sollen. Die aufschrift auf dem uralten siegel ist: Sigillum Burgensium in Gradeleche.“

Sind aber diese beiden Siegel wirklich identisch, so liegt die Vermuthung vor, daß auch die fünf Gerten auf den Siegeln von 1309 und 1327 schon Hopfenstangen vorstellen sollten, daß aber die geringere Geschicklichkeit des Stempelschneiders der Darstellung der Blätter und Ranken nicht gewachsen war. Diese Ansicht gewinnt umsomehr Wahrscheinlichkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Gewerbe der Bierbrauer schon bei Beginn des 14. Jahrhunderts in Gardelegen in großer Blüthe stand, denn sonst hätte wohl nicht der Askanier Waldemar der Stadt im Jahre 1314 das Recht zum Mälzen geschenkt.

¹⁾ und ²⁾ Man beachte die Buchstabenverstellung Gradeleche statt Gardeleche.

³⁾ Beckmann hat zwar hier nur 5 Gerten gezeichnet, doch ist die 6. Gerte auf den Originalen von 1390 und 1488 (Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin) so wenig deutlich, daß ein Versehen und Verzeichnen sehr leicht möglich war. Abgesehen von dieser Verschiedenheit ist die Uebereinstimmung seiner Zeichnung mit den Originalen frappant.

Uebrigens ist auch noch ein kleines undatirtes Sekret vorhanden (S C G), auf dem die vier Stangen oder Gerten ebenfalls völlig blattlos abgebildet sind.

Alle späteren Siegel und Wappen zeigen deutliche Hopfenranken mit Blättern und Blüten — bald sind es vier Stangen (so auf dem bei Bemann abgebildeten ★ SIGNETVM CIVITATIS GARDELEGÆ (Siegeltafel II Nr. 27) und zwei von Engelst erwähnten Minoriegeln¹⁾, bald deren drei, wie auf den Siegeln von 1558: .S. PREFECTVRE. IN. GARDELEGE und von 1632: .S. PRÆFECTVRÆ. CIVIT. GARDELEG.²⁾

Neuerdings sind im zweiten Felde nur drei naturfarbene beblätterte Hopfenstangen auf silbernem Grunde üblich; dieser Gebrauch entspricht der Darstellung eines am Stendaler Thore angebrachten in Stein gehauenen Wappens, als dessen Jahreszahl mit ziemlicher Deutlichkeit 1553 zu lesen ist. Der Bodenstreifen, in dem der Hopfen wurzelt, wird grün gemalt.

Clöße.

Clöße gehörte schon vor der Zeit der Hohenzollern zur Mark Brandenburg. Im Jahre 1343 verließ Markgraf Ludwig von Brandenburg „seinem Diener Gebhard von Alvensleben dat hus to Clötz“, welcher es im folgenden Jahre den Gebrüdern von dem Kneisebeck verpfändete — castrum nostrum clotz. In den fehdereichen Zeiten unter der Regierung des Markgrafen Jobst von Mähren ging Clöße im Jahre 1391 an Braunschweig-Lüneburg verloren. Später wurde ein hannoversches Amt daraus. Erst im Wiener Frieden wurde es nach mehr als 400-jähriger Trennung mit der Altmark wieder vereinigt.

Der Name Kloytz, Clotz, Clozize, Clotzim, Clotzow ist wendisch.

Das Wappen ist ein naturfarbener belaubter Eichenstubb in einem silbernen Schilde. In besonders

¹⁾ Auch diese Secretiegel haben den Stempelfehler Gradeleghe und Gradelege. Das letztgenannte (Siegeltafel II Nr. 28) wird mit den Siegeln des Kgl. Geh. Staatsarchivs aus den Jahren 1568, 1570 und 1602 und denen der beiden im Stendaler Museum aufbewahrten Kollektivurkunden der Städte der Altmark und Prignitz aus den Jahren 1601 und 1623 identisch sein.

²⁾ Die Jahreszahlen 1558 und 1632 sind in dem Siegelstempel eingegraben.

Charakteristischer Weise erscheint diese Eiche als ein blattloser Baum auf einem alten Trockenstempel der ORTSCASSE CLOETZE. Die von dem Magistrat so sehr werth geschätzte Umrahmung des Wappens mit einem Eichen- und einem Lorbeerzweig und mit dem Adler darüber ist nichts als ein zum Wappen nicht gehörender Schmuck ohne jede heraldische oder historische Bedeutung.

Oebisfelde.

Der Name Oebisfelde (Ocisfelde) wird im Jahre 1014 zuerst erwähnt, als das Kloster Corvey dort Besitz hatte. Die Burg dagegen war schon im 10. Jahrhundert einem alten sächsischen Adelsgeschlecht zugehörig, welches sich nach ihr von Ouesfelde nannte. Ihre Besitznachfolger waren die von Oberg, nach deren Aussterben das Erzstift Magdeburg im Jahre 1448 die Herrschaft einzog. Mit Magdeburg kam Oebisfelde 1680 an Brandenburg. Nach vorübergehender Zugehörigkeit zum persönlichen Besitz der Landgrafen von Hessen-Homburg (von 1694 bis 1750) wurde es bei Bildung der Provinz Sachsen dem Kreise Gardelegen zugeschlagen.

Der Name der Stadt ist deutsch (Ocisfelde, Ouesfelde, Oysfelt, Ousfelt, Ovestvelde, Obsfeld), seine Ableitung zweifelhaft. Vielleicht ist analog dem nahen braunschweigischen Marktflecken Vorsfelde (vor dem Felde?) an „Auf dem Felde“ zu denken. Das Wappen ist eine naturfarbene Eule mit goldenen Fängen auf grünem Berge in silbernem Felde stehend. Um den Hals trägt sie ein Schild mit dem Wappen derer von Oberg, zwei schwarzen nebeneinander stehenden Mauten in Gold. Dieses Beizeichen ist zwar auf den älteren Siegeln und Papierpresseln von 1561 und 1601 (Siegeltafel II Nr. 29) nicht recht erkennbar, sehr deutlich aber zeigt ihn eine runde im Besitz der Stadt befindliche Glascheibe mit der Inschrift:

E. E. RATHS. WAPEN. ZV. OBS
1658 FELD

Die oben zu Grunde gelegte Tinkirung ist durch den Magistrat festgestellt. Insbesondere sollen grün und weiß als Stadtfarben gelten. Alle abweichenden Angaben, wie z. B. die des Neuen Siebmacher, wie auch die silberne Tinkirung des Oberg'schen Wappens sind falsch.¹⁾

¹⁾ V. Clericus. Die Städtewappen des Herzogtums Magdeburg. Ein heraldischer Nachklang des 4. Juni 1880. Magdeburg. C. Frieze. S. 26.

Dörfer des Kreises Gardelegen.

Von den nachstehenden Dörfern bildeten Bergfriede, Bösdorf, Breitenrode, Gehrendorf, Kaltenborn, Rathendorf, Lockstedt, Miendorf, Nüßlingen, Wassensdorf und Weddendorf das Gebiet des unter Magdeburgischer Landeshoheit den Landgrafen von Hessen-Homburg zugehörig gewesenen Amtes Debisfelde. Sie alle führten schon am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Dorfsiegel mit besonderen Emblemen.¹⁾

Behnsdorf. Der Name (1144 Behnithorp) ist deutsch. Der frühere Seggerhof (mit dem Namen der Familie von Seggerde zusammenhängend) gehörte ehemals der Familie von Spiegel. Das Siegelbild ist ein Baum. In den Fuß des Stammes ist rechts und links ein schwarzes B gelegt, mit den Rundungen nach außen (B|B).

Belsdorf. Der Name ist mindestens theilweise deutsch. Unweit Belsdorf nach Flechtingen zu stand auf dem Waren- oder Wartenberge die um das Jahr 1440 von Gebhard Schenk erbaute Gebhards-Warte (Geverts-Warte). Das Siegel zeigt eine weibliche Gestalt, eine Harke in der erhobenen rechten, drei ausgerissene Roggenhalme mit Ähren in der ausgestreckten linken Hand.

Bergfriede. Das Dorf ist sicheren Nachrichten zufolge im 16. Jahrhundert angelegt. Es war früher ein reines Lagunendorf, wie man sie noch heute im Spreewalde findet; der nachbarliche und gewerbliche Verkehr fand zumeist nur auf Rähnen statt. Der Name ist deutsch, das Siegel ein nach links gewendeter Fisch.

Born. Hier soll ein im 13. Jahrhundert verödetes Dorf Odigsdorf (Odisesdorpe, Odigstorppe) gelegen haben, auf dessen Mark am Hirschborn ein Bornwerk angelegt wurde. Im Jahre 1698 wurde an der belebten Lüneburger Straße ein Krug erbaut, neben dem allmählich das jetzige Dorf entstanden ist. Der Name des Ortes ist deutsch, das Siegel zeigt einen gemauerten Ziehbrunnen (Born).

Bösdorf. Der Ort wurde im Jahre 959 von Kaiser Otto I. dem Moritzkloster in Magdeburg geschenkt. Der Name (959 Buthukesdorp, 1180 Boikistorp, 1477 Büstorppe) ist deutsch. Das Siegel zeigt ein rechts hin gekehrtes Pferd.

¹⁾ Vgl. Beschreibung und Geschichte des Amtsbezirks Debisfelde von Peter Wilhelm Behrends, Rector der Stadtschule zu Debisfelde. erschienen bei Fr. B. Culemann in Königsutter im Jahre 1798.

Vgl. Walther, Singularia Magdeburgica.

Breitenrode. Ein vermuthlich im 11. Jahrhundert angelegtes Dorf; der Name Breitenrode ist deutsch, im Siegel sieht man einen nach links schreitenden Hirsch.

Eickendorf. Der Name ist deutsch. Im Siegel steht (nach einem älteren Siegelstempel von 1788 und nach neueren Abbildungen) ein Eichbaum. Die Deutung ist allerdings eine verkehrte, denn der Name des Dorfes hängt nicht mit Eiche, sondern mit Eicke, Ecke, Eckehard zusammen.

Eichenrode. Im Jahre 1470 wird in Eichenrode ein Kaland erwähnt. Der Name ist deutsch. Im Siegel eine schlanke, hochwipfelige Eiche.

Flechtingen. Der Ort wird im Jahre 965 zuerst erwähnt, als Kaiser Otto I. der Moritzkirche in Magdeburg Besitz schenkte. Das jetzt noch vorhandene Schloß, eines der Stammhäuser der Schenken von Flechtingen, wurde an Stelle des im Jahre 1483 abgebrannten Schlosses erbaut und hat sich den Charakter einer alten Ritterburg gewahrt.

Der Name (Flahitungun) ist deutsch. Das Siegelbild ist ein bewurzelter Baum. Man hat versucht den Baum als Weidenbaum zu erklären und Flechtingen in eine etymologische Beziehung zu „flechten“ zu bringen. Beides ohne innere Begründung, denn durch Versuche des jetzigen Besitzers ist festgestellt, daß Weidenpflanzungen in Flechtingen kein Fortkommen finden können. Also werden solche auch wohl früher nicht dort vorhanden gewesen sein.

Gehrendorf. Der Name (1477 Jerendorpe Göhrensdorf) ist deutsch. Die alte romanische Kirche mit einer sagenberühmten Kirchenglocke und einem angeblich im Jahre 1230 entstandenen Crucifix ist vom Stift Walbeck gegründet. Das Siegel zeigt einen Baumstumpf, auf dem ein nach links gekehrter Vogel sitzt. Der zweite „daneben fliegende“ Vogel, von dem Behrends zu berichten weiß, ist auf dem neuesten Dorfsiegel fortgefallen.

Helgingen. Im Jahre 1112 wurde das von Osterwieck nach Samersleben verlegte Kloster mit Besitz in Helginge ausgestattet. Der Name (Helinghe 1302) ist deutsch. Das Siegelbild ist ein Reiter mit dem Schwert in der Rechten, von auffallender Ähnlichkeit mit dem Neuhalbenslebener Roland.¹⁾ Wohl nicht ohne Absicht, denn dieser letztere soll ehemals in dem nur ungefähr 40 km von Neuhaldensleben

¹⁾ D. h. mit dem angeblichen Roland, der in Wirklichkeit wohl ein Standbild Heinrichs des Löwen ist. Vgl. Béringuier, die Rolande Deutschlands. Berlin 1890, Seite 198.

entfernten Dorfe Gehlingen gestanden haben und dann zur Nachtzeit geraubt und in Neuhalbensleben aufgerichtet worden sein.

Gödingen. Der Ort wird im Jahre 965 zuerst erwähnt, als Kaiser Otto I. dortigen Besitz an die St. Moritzkirche in Magdeburg schenkte. Der Name Adingi (965) ist deutsch; das Siegel zeigt eine mit dem Thurm nach rechts gewendete, von links her durch einen großen Baum überschattete Kirche.

Räthen. Im 13. Jahrhundert hatte das Kloster Neuendorf dort Besitz, den es von der ritterlichen Familie Balie erhalten hatte. Die ehemals hier vorhandenen zwei Rittersitze wurden später mit dem Rittergut Deetz vereinigt.

Der Name (1254 Kotene, 1375 Coten) ist wendisch; das Siegel ist eine mit dem Thurm nach rechts gewendete Kirche.

Kaltendorf. In alter Zeit soll in Kaltendorf eine Burg gelegen haben. Der Name (frigida villa, 1477 Kolen-dorpe) ist deutsch; im Siegel eine Tanne.

Kathendorf. Der Ort ist erst im 15. Jahrhundert entstanden und wahrscheinlich von der Familie von Bodendieck angelegt. Es sollen hier eine Glashütte und Ziegelei gelegen haben, um welche die „Koten“ oder „Kathen“ entstanden sind. Auch ohne diese etymologische Bezugnahme würde der Name des Ortes für deutsch gehalten werden müssen. Das Siegel zeigt im Hinweis auf die ehemalige heßische Oberherrschaft im blauen Felde einen von roth und weiß mehrmals quergestreiften Löwen, der in der einen Tazze eine Art hält und sich dadurch von dem Siegelbilde von Waffensdorf unterscheidet.

Klinze. Der Name ist wendisch. Während des dreißigjährigen Krieges flüchteten die Bewohner in den Drömling, wo noch heute eine Gegend die Klinzer Lagerstätte heißt. Das Siegel zeigt einen starken Baum mit breiter Laubkrone im goldenen Felde.

Lockstedt. Der Name (1477 Lockstidi) ist deutsch. Im Siegel zeigt sich ein zwischen 2 kleineren innestehender belaubter größerer Baum, auf welchem ein Vogel sitzt.

Niendorf. Das Dorf gehörte zum Amte Nebisfelde. Der Name (1150 Nienthorp, 1264 Niedorp, 1477 Nygendorpe) ist deutsch; das Siegel ein Osterlamm.

Nählingen. Der Ort wird im Jahre 1341 (Rezeling) zuerst erwähnt; er soll von den Schwaben gegründet sein. Der Name (1360 Retzelinghe, 1496 Reslinghe) ist deutsch. Die Kirche des Ortes wurde im Jahre 1347 dem St. Hubundus geweiht. Als Siegelemblem wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein Adler geführt.

Röwik. Der Name (1339 Rouisse) ist wendisch. Die Dorfanlage war ursprünglich rund. Das Siegel zeigt einen Baum.

Seggerde. Das Rittergut Seggerde, der Stammsitz der längst erloschenen Herren von Seggerde, ist alter Besitz der Familie von Spiegel. Der Name ist deutsch, das Siegelbild redend eine Zimmermannssäge.

Siestedt. Der Name ist deutsch, die Kirche ist im Jahre 1731 von König Friedrich Wilhelm I. erbaut worden. Im Siegel steht die Göttin der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert.

Sylpke. Der Ort Sylpke war im Jahre 1472 wüst und gehörte zum Schloß Gardelegen; erst im Jahre 1738 oder 1767 wurde er durch Kolonisten wieder aufgebaut. Der Name (Silpke) ist deutsch. Das Siegelbild sind 5 überaus schlanke unverästelte, in einer Reihe stehende Bäume, Pyramiden-Pappeln gleichend.

Trüstedt. Auf der Feldmark des alten wüst gewordenen Dorfes lag ein dem Kloster Neuendorf gehörendes Vorwerk. Hier siedelte Friedrich I. im Jahre 1702 fünfzehn vertriebene französische Hugenottensfamilien an, deren Kirche im Jahre 1708 eingeweiht wurde. Später traten pfälzische Ansiedler an die Stelle der Einwanderer. Der Name ist deutsch, im Siegel zeigt sich eine Königs-Krone.

Waffensdorf. Im Jahre 1477 als Wasmestorpe zuerst erwähnt. Der Name ist deutsch. Auf die frühere Zugehörigkeit zur Landgrafschaft Heßen-Homburg deutet im Gemeindefiegel ein silberner (doppelt) geschwänzter rechts-springender von roth und weiß mehrmals gestreifter Löwe im blauen Felde.

Weddendorf. Der Name (1477 Weddentorpe) ist deutsch; im Siegel ein rechts-springendes Roß.

Wegenstedt. Das Dorf gehörte früher den Schenken von Flechtingen. Am Wege nach Calvörde hinter dem Bärholze stand im Mittelalter eine Wallfahrtskapelle St. Walpurgis. In derselben befand sich ein Crucifix, welches Blut „schwigte“; auch wurde dort Walpurgisöl verkauft. In der Kirche befindet sich ein Kelch, ein Andenken an Kersten Schenk, der an dem Kriege Venedigs gegen die Türken theilgenommen hat. Der Name des Ortes ist deutsch; im Siegel ein nach rechts gewendeter schreitender Hirsch.

Calvörde.

Zwar gehört der Flecken Calvörde politisch zu Braunschweig, doch ist er so sehr inmitten des geographischen Gebietes der Altmark gelegen, daß er hier nicht wohl übergangen werden darf.

Der Ort Calvörde wird schon in der Stiftungsurkunde des Bisthums Verden vom Jahre 786 erwähnt und es wird schon derzeit ein fester Thurm an der Furth durch die Ohre gestanden haben. Vom Anfang des 12. Jahrhunderts an sind die Grafen von Hillersleben Herren von Calvörde, bei deren Aussterben es durch Heirath an die Grafen von Regenstein vererbt wurde, die im Anfang des 14. Jahrhunderts die Herrschaft und Burg an die Herren von Eilsleben verpfändeten. Im Jahre 1345 gab der Herzog von Braunschweig, der inzwischen Rechte auf die Burg erworben hatte, diese an die Herren von Weerden. Nach denselben herrschten dort die Herren von Alvensleben (rothe Linie), dann folgten verschiedene andere Familien und endlich die von Bülow, denen der Herzog Julius im Jahre 1568 die Herrschaft abnahm, um sie durch einen Amtmann verwalten zu lassen.

Der Flek Calvörde (1196 Callenvorde, 1404 Kalvörde) wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch einen Rath verwaltet, auf dessen Siegelstempeln man als Wappen einen Schild findet, den ein Fluß (die Ohre?) oder ein gewellter Querbalken in zwei Hälften trennt. In der oberen steht auf dem Fluße ein nach rechts schreitender Löwe; die untere Hälfte füllen zwei nach oben gerichtete Bärenfüßen aus. Der Löwe deutet zweifellos auf den Landesherrn, während die Bärenfüßen noch nicht sicher erklärt worden sind. So ist das Wappen z. B. auf einem Siegel vom AMBT CALVOR..... vom Jahre 1637 gezeichnet.

Das heute geführte neuere Stadtwappen besteht dagegen aus einem gespaltenen Schilde, in dessen vorderer Hälfte ein goldener (also in den Landesfarben gehaltener) Löwe aus dem Spalt hervorstrebt. In der hinteren Hälfte erscheinen statt der Bärenfüßen drei braune 1:2 gestellte Hopfenblüthen (nicht Blätter), die an den in der Umgegend stark betriebenen Hopfenbau erinnern sollen.

Das erste Feld muß roth, das zweite silbern tingirt werden.

Die Prignitz.



Die Prignitz ist eine berühmte und alt herkommende Landschaft mit einer herrlichen Mitterschaft und der vom Adel und hat einen fruchtbaren Boden.

Wolfgang Joch,
Beschr. d. M. Brandenburg v. J. 1572.



Kreis Ost-Prignitz.

Prigwalk.

Der Ort soll schon um das Jahr 1100 vorhanden gewesen sein, doch finden wir die erste zuverlässige Erwähnung der Stadt erst in einer von den Markgrafen Johann I. und Otto III. am 23. Juli 1256 zu Sandau ausgestellten Urkunde, worin diese Fürsten auf Bitten ihrer Prigwalker Bürger das Seehäuser Stadtrecht auf Prigwalk übertrugen. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts schwang sich die Stadt zu verhältnißmäßiger Wohlhabenheit empor. Nur vorübergehend war sie — und zwar um die Mitte des 14. Jahrhunderts — den Brandenburgischen Markgrafen entfremdet; als sie sich im Jahre 1364 ihnen wieder unterwarf, kam Ludwig der Römer selbst in die Stadt, um sie in Gnaden wieder aufzunehmen. Am bekanntesten ist die Fehde mit dem Räuber Heine Clemen, der seinen Schlupfwinkel in der Clemenskuhle in dem Hainholz gehabt haben und durch ein Mädchen verrathen worden sein soll. Ebenso verdient erwähnt zu werden, daß alle Chronisten den Prigwalker Bürgern die große Strenge und Härte nachrühmten, mit der sie auch die geringsten Verbrechen zu richten pflegten.

Die Befestigung mit Mauern, Thürmen und Wällen, welche im Jahre 1842 noch die wohlerhaltenste aller Städte der Prignitz war, ist im Laufe der letzten Jahrzehnte ganz verschwunden. Dem großen Brande, der am 1. November 1821 siebenachtel der Stadt einäscherte, verdankt sie eine Reihe schöner und breiter Straßen.

Der Name der Stadt ist wendisch. Prizcewalk (1300), Priswalch (1303), Prizswalek (1312). Man leitet ihn ab von Priz oder Przez (mache dich weg)¹⁾ und Walk, Wolk oder Wilk (Wolf) und die Fabel erzählt dazu, daß die ersten

¹⁾ auch die Präposition pre = bei könnte hier in Frage kommen.

Anfiedler unter einer Linde (deren Platz noch heute durch einen großen Stein in der Nähe des Rathhauses bezeichnet ist) einen Wolf gesehen und diesen mit den Worten: „Priz wolk!“ verjagt hätten. Wie dem auch sei: das Wappen der Stadt deutet auf diesen Vorgang. Es zeigt einen im silbernen Felde auf grünem Rasen stehenden belaubten Lindenbaum, an dessen Stamm ein grauer rechtsgekehrter Wolf vorüber schreitet.¹⁾ Über dem nach beiden Seiten hin sich auseinandertheilenden Baum schwebt ein rother Adler. Der Kranz, den er auf der Abbildung bei Beckmann in den Fängen hält, und die sonstigen Zuthaten, mit denen man ihn auf einem neueren Magistratsiegel beglückt hat, sind neueren Ursprungs und unberechtigt.

Das älteste Hauptstempel, welches von Voßberg abgebildet²⁾ ist und dessen Stempel nach seiner Angabe noch vorhanden sein soll, hat die Umschrift **† SIGILLVM · BVRCANSIVM · CIVITATIS · PRIZWALC *** (Siegeltafel III Nr. 30). Ein neueres Secret aus den Jahren 1601 und 1623 hat die Umschrift **Secretum civitatis priswalk** (Siegeltafel III Nr. 31). Die Darstellung ist auf beiden, wie auf den Secreten mit der Überschrift **S.C.P.**, die gleiche, nämlich das Stadtwappen in seiner noch heute gebräuchlichen Form.

Ein am Eingang des Rathhauses an der Wand befestigtes sehr erhaben in Holz geschnittenen Wappen, über dessen Alter nichts festzustellen ist, gehört dem Stil nach in das spätere fünfzehnte Jahrhundert. Als Schildhalter figuriren eine Frau und ein Mann in derzeitiger Tracht. Das Bildwerk hat eine Länge von etwa 1½ Metern und eine Höhe von 1 Meter im Rechteck.

Die Wappenfarben sind für den Wolf und die Linde die natürlichen, der Adler ist roth, der Schild von Silber.

Kyritz.

In dem Orte Plot in der Provinz Chorice, welcher in der Stiftungsurkunde des Bisthums Havelberg vom Jahre 946 genannt wird, glaubt man das spätere Kyritz erblicken zu sollen. Sicher ist, daß die Edelen Herren von Blotho im

¹⁾ Wappenbilder mit einer Linde oder einem ähnlichen Baum und einem daran vorüberstreichenden Wolf kommen übrigens öfter vor, so z. B. in dem Siegel des Vogts von Natangen, einer Landschaft in Preußen. Vgl. Voßberg, Preussische Münzen und Siegel. Tafel XIII, Nr. 6.

²⁾ Die Siegel der Mark Brandenburg, Liefer. II, Städte Tafel C 3.

³⁾ N steht hier für M.

Jahre 1237 ihren Bürgern von Kyritz das Stendalsche Stadtrecht ertheilten,¹⁾ vielleicht ist bei dieser Gelegenheit der Name Plot in Kyritz umgewandelt worden. Später finden wir die Markgrafen im unmittelbaren Besitz der Stadt, die im Mittelalter eine nicht unbedeutende Stellung eingenommen hat. Für die Priegnitz hatte sie eine besondere Bedeutung durch die dort eingerichtete Münzprägestätte, die schon im Jahre 1245 bestanden zu haben scheint. Die nach allgemeiner Annahme in Kyritz und sowohl unter den Edelen Herren von Blotho wie unter brandenburgischer Hoheit im 13. und 14. Jahrhundert geprägten Münzen (Denare) zeigen gewöhnlich die Lilie der genannten Herren bezw. des Stadtwappens. Auch ein Kyritzer Bier war sehr berühmt: es hieß wegen seiner Stärke Mord und Todschlag. In bester Zeit waren 300 Brauhäuser in der kleinen Stadt vorhanden.

An die Fehden mit dem benachbarten Adel erinnert das Bassewitzfest, welches noch heute in Kyritz feierlich begangen wird. Der Sage nach soll nämlich der Ritter von Bassewitz den Versuch gemacht haben, durch einen unterirdischen Gang in die Stadt einzudringen, er soll aber dabei statt, wie gewollt, in der Kirche, auf dem Markte aus dem Gange herausgekommen und dort nebst seinen Mannen von den Kyritzer Frauen mit dem gerade zum Mittagbrod fertig gewordenen heißen Brei schmählich verbrüht worden sein.

Der Name der Stadt (Kyrisz, Kiritz, Kurize) ist als Ort am fließenden Wasser gedeutet worden; als Stadtwappen wurde schon oben die Blotho'sche Lilie bezeichnet. Sie fand sich — und zwar augenscheinlich schon in ihrer Eigenschaft als wirkliches Stadtwappen — auf einem Leichenstein in dem alten Barfüßer Mönchskloster vom Jahre 1369.²⁾ Auf dem ältesten 8 cm im Durchmesser haltenden Siegel mit der Umschrift **† SIGILLVM · BVRCANSIVM · IN · KYRIZ** (Siegeltafel III Nr. 32) ist ein Schild mit der Lilie auf ein vierthürmiges Castell gelegt, sodaß dieses fast zur Hälfte davon bedeckt ist. Das von mir an Urkunden aus den Jahren 1595 und 1601 vorgefundene **†: SACRATVM · BVRCANSIVM · IN · KIRIZ** (Siegeltafel III Nr. 33) zeigt die Lilie allein, und zwar so ornamentirt, wie sonst die Blotho'sche Lilie abgebildet wird, ebenso alle späteren Siegelstempel, wie z. B. der von 1634.

¹⁾ Auch Wusterhausen und Genthin haben die Edelen von Blotho zu Städten erhoben.

²⁾ Meidel, cod. dipl. brand. A. 1. S. 350.

Boßberg hat (Lieferung I, Tafel F 1) ein Siegel der Kyritzer Tuchmacher aus dem 14. Jahrhundert abgebildet: in einem Schild steht rechts der halbe brandenburgische Adler, links die halbe Blotho'sche Lilie, über dem Schilde ein thronender Schutzheiliger. Ich vermag nicht zu entscheiden, ob der halbe Adler auf ein der Innung ertheiltes landesherrliches Privilegium hindeuten soll, oder ob er mit der halben Lilie zusammen das Stadtwappen damaliger Zeit bildete. Gegen die letztere Annahme spricht der Umstand, daß das sehr nahe gelegene Wusterhausen schon im Jahre 1406 ein gleiches Siegel, wenn auch mit vertauschten Feldern, führte und daß man den Gebrauch gleicher Siegelstempel unter diesen Umständen gewiß ängstlich vermieden hat.

Die Farben des Stadtwappens sind abweichend von denen der Edlen von Blotho eine goldene Lilie im blauen Felde.

Wusterhausen.

Der Ort Wusterhausen wird in einer Urkunde vom Jahre 1232 zum ersten Male urkundlich erwähnt. Er hat augenscheinlich ebenso wie das benachbarte Kyritz damals den reichen und mächtigen Herren von Plote, den jetzigen Edelen Herren und Freiherren von Blotho¹⁾ gehört und wird auch von diesen das Stadtrecht erhalten haben. Wann das geschehen sein mag, läßt sich nicht feststellen. Man setzt diesen Zeitpunkt aber wohl nicht mit Unrecht in die Mitte des 13. Jahrhunderts, denn schon mit dem Jahre 1259 verschwinden die Edlen von Blotho aus der dortigen Gegend. Die Stadt wurde nun Immediatstadt, bis sie zu Anfang des folgenden Jahrhunderts wiederholt an die Grafen von Lindow, Herren zu Ruppin, verpfändet und endlich im Jahre 1349 ihnen von den Markgrafen erblich zu Lehn gegeben wurde. Die Zeit unter den Grafen von Lindow, die sich ebenso wie die Markgrafen oft in Geldverlegenheiten befanden und deshalb von der wohlhabenden Stadt ein Darlehn nach dem andern aufnahmen, wurde zur Blütezeit für Wusterhausen. Als ihr Mannesstamm im Jahre 1524 erlosch und das erledigte Lehn an Brandenburg zurückfiel, hatten die Grafen sich der Stadt gegenüber schon fast aller Hoheitsrechte begeben. Die letztere

¹⁾ Johannes de Plote nannte sich schon im Jahre 1245 dei gratia „von Gottes Gnaden“.

mußte deshalb das straffere Regiment der Hohenzollern um so schwerer empfinden und wenn die Stadt von ihnen auch zunächst in den alten Rechten und Freiheiten bestätigt wurde, so hat sie doch an Bedeutung allmählich immer mehr und mehr eingebüßt.

Der Name der Stadt (1232 Wusterhuse, 1333 Wustrow) gehört der wendischen Sprache an, denn das wendische Wort wuzer (gesprochen wuster) bezeichnet einen sumpfigen Teich und würde damit auf die Lage des Ortes hindeuten können. In dem Stadtwappen steht in der vorderen Hälfte des gespaltenen Schildes ein halber Adler, während die hintere von einer halben Lilie ausgefüllt wird.

Der halbe Adler ist der landesherrliche und deshalb roth zu tingiren. Zwar befindet sich am Orgelchor der Kirche in Wusterhausen eine vom Jahre 1575 datirte farbige Wappendarstellung, auf welcher der Adler silbern im rothen Felde gemalt ist und man könnte deshalb dabei an den Wappenadler der Grafen von Lindow denken, welcher diese Farben hatte, aber einmal sind derartige ältere farbige Wappenmalereien immer höchst unzuverlässig und zum andern liegt nicht der geringste zwingende Grund dafür vor anzunehmen, daß die Stadt Wusterhausen nicht das Wappen ihrer eigentlichen Oberherren, sondern das lehns herrliche Wappen in ihr Siegel gestellt hätte.

Die Lilie ist aus dem Wappen der Edelen Herren von Blotho entnommen. Doch ist es eine ganz verkehrte Erklärung, wenn Bekmann sagt: Kyritz habe den Blotho's ganz gehört, Wusterhausen dagegen nur halb, deswegen habe die erstere Stadt eine ganze, die letztere aber nur eine halbe Lilie als Wappen erhalten. Der Grund der Theilung ist ein rein äußerlicher.

Aus der Zeit der Blotho's ist uns kein Wusterhausener Stadtsiegel oder Stadtwappen erhalten, wir können daher auch nicht wissen, ob die Stadt damals schon ein Wappen geführt hat und noch viel weniger, ob es eine ganze oder nur eine halbe Lilie allein zeigte. Das letztere wäre jedenfalls sehr ungewöhnlich gewesen. Die ältesten bekannten Wachsiegel stammen aus den Jahren 1406 und 1551 und hängen an Urkunden des Kgl. Geheimen Staatsarchivs in Berlin. Sie sind spigoval und haben ein Größenverhältniß von 5 : 3 bzw. 6 : 4½ cm. Die Darstellung ist dieselbe: im rechten Felde die halbe Lilie, im linken der halbe

Alder.¹⁾ Leider sind die unteren Spigen abgebrockelt, doch ist auch auf dem ältesten Siegel das Ende des Stadtnamens noch lesbar. Das Siegel vom Jahre 1406 beginnt in seiner Umschrift augenscheinlich mit dem Worte **SACRATVM** (Siegeltafel III Nr. 34), das von 1551 dagegen wohl mit **SIGYLLVM** (Siegeltafel III Nr. 35). Der Stadtnamen **WSTARHVS**²⁾ ist auf letzterem deutlich lesbar.

Ebenso haben die Lilie rechts und den Adler links zwei spätere Siegel mit den Umschriften **sigillum : civitatis : wusterhusen**³⁾ und **† secretum : civitatis : wusterhaus**⁴⁾. Dagegen sind die Felder vertauscht in dem **★ SIGILLUM ○ CIVITATIS ○ WVSTERHVSSENSIS** (Siegeltafel III Nr. 36).⁵⁾

In dieser Form ist das Stadtwappen bis heute unverändert geblieben. Die vordere Schildeshälfte nimmt der rothe Adler auf silbernem Grunde ein. Die Lilie im zweiten Felde ist silbern in roth zu malen, obwohl die Edelen Herren von Blotho die umgekehrten Farben im Wappen haben. Der Grund für diese verwechselte Färbung liegt in dem schon oben wiederholt angeführten heraldischen Grundsatz, daß die beiden Hälften eines Schildes immer von verschiedener Farbe sein müssen.

Wittstock.

Als der Kaiser Otto im Jahre 946 das Bisthum Havelberg stiftete, war bereits eine Burg Wizaca vorhanden, welche dann seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die gewöhnliche Residenz der Havelberger Bischöfe und ihres Hofstaates wurde. Der Ausbau der Burg zu einem Residenzschloß wird insbesondere dem Bischof Johann III. (1385—1401) zugeschrieben. Die Burg gehörte im 14. und 15. Jahrhundert zu den festesten und schönsten Schlössern der Mark. Unter den Bischöfen aus dem Hause Hohenzollern wie im 30jährigen Kriege verfiel sie allmählich bis zur Ruine. Heute sind von

¹⁾ Die Felder sind später verwechselt worden.

²⁾ Das fehlende V in dem größeren Siegel ist aus dem W zu ergänzen.

³⁾ Utmärtisch-Brignitzsche Städte-Urkunde vom Jahre 1601. Der Anfang der Umschrift ist plattgedrückt; es ist nicht ausgeschlossen, daß Secretum statt Sigillum zu lesen ist.

⁴⁾ Rgl. Geh. Staatsarchiv 1610.

⁵⁾ Rgl. Geh. Staatsarchiv 1633.

der alten Herrlichkeit nur noch ein starker viereckiger Thurm und ein Theil der äußeren Ringmauer übrig; sie gehören zu dem aus der Burg entstandenen Amtshofe.

Auch die Stadt Wittstock soll früher an einer anderen Stelle gelegen haben. Man schreibt diese Verlegung dem Bischof Wilhelm zu (1219—1244) und zwar auf Grund einer Unterschrift auf seinem auf der Burg zu Wittstock vorhanden gewesenen Bilde: *cum promotus fuisset in episcopum, civitatem Wistok transtulit de illo loco, ubi prius sita, ad locum, ubi nunc est sita*. Dies hat zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß das jetzige Dorf Dossow, eine ehemalige Stadt, seine Einwohner zur Gründung der neuen Stadt hergegeben habe. Wohl mit Unrecht, denn Dossow wird noch Ende des 16. Jahrhunderts als Stadt aufgeführt. Die Übertragung der Stadt an einen andern Ort war vermuthlich nur ein Act der Einrichtung des früher wendisch constituirten Ortes als Stadt nach deutschem Stadtrecht, womit eine Verlegung der Wohnsitze der Bürger nach einem andern z. B. für die Befestigung geeigneteren Plage leicht zu verbinden war, denn erst im Jahre 1248 erhielt Wittstock durch Bischof Heinrich von Havelberg, Wilhelm's Nachfolger, das Stendalsche Stadtrecht.

Der Name der Stadt ist zweifellos wendisch (1150 Wizoca, 1337 Wistok); unter Bezugnahme auf die örtlichen Verhältnisse ist dabei entweder an die Lage am Einfluß der Glina in die Dosse zu denken (stok, tok = fließen, Fluß) oder aber an den festen Ort eines wendischen Knejen (tock), um welchen sich ein an einer Anhöhe belegener größerer Ort von Ackerbauern gebildet hat, worauf die Zusammensetzung mit „wiz“ hindeuten würde. Eine Ableitung von „Weißer Stoc“, dem baculus episcopalis, sei nur als Curiosität erwähnt.

Das älteste an einer Urkunde aus dem 13. Jahrhundert befindliche Hauptiegel der Stadt **† S CIVITATIS WIZSTOC** (Siegeltafel IV Nr. 37)¹⁾ zeigt eine mit Zinnen und zwei kleinen Thürmen besetzte Mauer mit offenem Thor. Darüber zwischen den Thürmchen auf einer sedula die Figur eines Bischofs im vollen Ornat, auf dem Haupte die Mitra, in der Rechten den Bischofsstab, in der Linken das Evangelienbuch haltend. Dieselbe Darstellung (vielleicht nach demselben Stempel) zeigt ein Siegel an einer im Besitze

¹⁾ Abgebildet von Voßberg. Band I Tafel C 1. 1324. Geh. St. N. 1578.

der Wittstocker Tuchmacher-Zimung befindlichen Urkunde vom Jahre 1665. Die Abbildung bei Bekmann ist von kleinerem Durchmesser, aber sonst bis auf die hier vorhandenen Thorflügel den obigen Siegeln gleich. Ein Secret vom Jahre 1518 *† secretum * ciuitatis : wittstok ** (Siegeltafel IV Nr. 38)¹⁾ bringt den Bischof vor dem Thore sitzend, offenbar wegen des geringen Durchmessers und der daraus sich ergebenden Schwierigkeit, die Figur über dem Thore noch deutlich zur Darstellung bringen zu können. Aus demselben Grunde hat man auch wohl — im 16. Jahrhundert und neuerdings offiziell — den Bischof hinter der Mauer hervorstehend gezeichnet, wozu doch bei wirklichen Wappen, deren Dimensionen nicht so eng begrenzt zu sein pflegen, wie ein Siegelfeld, keine rechte Veranlassung vorlag. Sollte der Magistrat sich nicht davon überzeugen lassen, daß die älteste Siegeltypen mit dem über dem Thore sitzenden Bischof weit schöner ist, als die heute allgemein angenommene Darstellung?

Der ungenannte Verfasser einer im Jahre 1882 in Wittstock in zweiter Auflage gedruckten kleineren Stadtchronik glaubt in der Figur den Heiligen Constantin erblicken zu müssen. Gründe für diese Annahme sind nicht angegeben. Gegen dieselbe spricht aber schon das Fehlen des Heiligenscheins. Ohne Zweifel liegt es viel näher, die Figur für einen der Bischöfe von Havelberg, der Begründer und Herren der Stadt, zu halten.

Das Wappenfeld ist blau, die Mauer roth, das Bischofsgewand von Silber.

Meyenburg.

Der Ort wird in den Jahren 1285 und 1287 als vorübergehende Residenz der Markgrafen erwähnt und war gleich Freienstein eine Burgfeste gegen Mecklenburg. Anfangs immediat, wurde sie bald an die Grafen von Lindow verpfändet, von denen sie gegen den Willen der Markgrafen an die Herren von Werle gelangte. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (1364) finden wir sie im Besitz der Familie von Rohr, welche das Schloß Meyenburg heute noch inne hat.

Der Name des Ortes (1285 Meyenborch, 1325 Meigenburch) ist deutsch. Das Wappen ist von jeher *† S' . CIVITATIS MAYENBORCH* (Siegeltafel IV Nr. 39 und 49)²⁾ ein

geschlossenes Stadthor in einer Mauer mit zwei viereckigen Fensterthürmen. Auf den Zinnen derselben erhebt sich je ein mit einer Lilie besteckter Thurm, welcher von zwei schlanken kleineren Thürmchen beiseite wird. Über dem Thor liegt ein stufenartig aufgemauertes Giebel aus dem ein Baum (eine Birke, Meie) mit 5 Ästen hervorsticht. Auf dem mittelften derselben sitzt ein nach links gewendeter Vogel. Wenn dieser auch auf dem größeren der beiden abgebildeten Siegel nahezu das Aussehen eines Raubvogels erhalten hat, so ist es doch nicht richtig, wenn man in ihm, wie allgemein angenommen wird, den preussischen (richtiger brandenburgischen) Adler erkennen will. Ein heraldischer Adler sieht ganz anders aus. Offenbar ist der Vogel von höchst untergeordneter Bedeutung und nur eine Decoration der Birke. Solche Vögel kommen zur Ornamentierung öfter vor, wenn Bäume u. dergl. abgebildet werden. Ich verweise hier nur auf das große einem alten Siegel nachgebildete Wappen von Wschersleben, welches in seinem äußeren Aufbau dem Meyenburger Wappenbilde sehr ähnelt. Dort sind's sogar drei oder vier Vögel, die sich in den Zweigen tummeln und ihr Lied ertönen lassen.¹⁾ Das kleinere Wscherslebener Stadtwappen enthält nichts als den geschachten Schild aus jenem alten Siegel.

Die Farben sind die natürlichen, eine rothe Mauer im silbernen Felde.

Freienstein.

Der Ort Vriegensten wird in einer Urkunde vom Jahre 1263 zum ersten Male erwähnt. Älteste Besitzer sind die Herren von Werle und die Markgrafen von Brandenburg, welcher letzteren der Ort augenscheinlich vom Jahre 1274 ab bis zum Aussterben der anhaltinischen Linie immediat angehörte. Sehr bald nachher aber wurde Freienstein vom Markgrafen Ludwig dem Älteren an die Herren von Platen verpfändet, von denen es — und zwar anfänglich sehr gegen den Willen der Markgrafen — wieder an die Fürsten von Werle zurückgelangte.

Ähnlich wie von Wittstock und Wittenberge spricht man auch bei Freienstein von einer späteren Veränderung der Stadtlage. In einer im Jahre 1287 zu Dossow ausgestellten

¹⁾ Ebenfalls von Wschersleben abgebildet.

²⁾ Das größere Siegel von 1368.

¹⁾ Abgebildet in Grigner's Städte-Wappen-Ta'eln, enthaltend die Wappen von 312 Städten des Deutschen Reiches. Frankfurt a. M. bei Wihl. Rommel.

Urkunde beklagen die Markgrafen, daß die Stadt Freienstein zerstört und ihrer Privilegien verlustig gegangen ist. Sie erneuern ihr dieselben, begaben sie mit dem Brandenburgischen Stadtrecht und bekunden damit die Absicht, die Stadt neu herzustellen. Im Jahre 1295 schenken sie den Bürgern den Platz der alten Stadt (*locum antiquae civitatis Vrienssteyn*) mit allen bebauten und nicht angebauten Plätzen. Dieser Fleck, auf dem jetzt Ackergrundstücke liegen, heißt auch heute noch die Altstadt.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ging die Stadt mit der in ihr belegenen Burg an die Familie von Rohr und im Jahre 1618 durch Kauf an die Familie von Winterfeld über, die noch heute im Besitz der Burg ist.

Das alte Wappen des Ortes ist die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben im violetten Felde.

Bechlin.

Der Flecken Bechlin verdankt seinen Ursprung dem Fürsten Nicolaus von Werle, welcher im Jahre 1237 dem mecklenburgischen Kloster Doberan 50 Hufen Land und 2 Seen in Szichalyn zur Gründung einer Colonie schenkte. Im Jahre 1249 war Szichelin schon bewohnt, an Character augenscheinlich dem Wirthschaftshofe in Dransees ähnlich, doch läßt der Umstand, daß es den Colonisten gestattet wurde, Handwerke zu treiben, darauf schließen, daß schon damals die Entstehung eines städtischen Fleckens geplant war. Vorübergehend besaß Herzog Heinrich II. von Mecklenburg-Stargard den Ort, er verkaufte ihn im Jahre 1320 an das Stift Havelberg, in dessen Besitz er bis zum Absterben des letzten katholischen Bischofs Bussio von Alvensleben im Jahre 1548 verblieb. Von da ab war Bechlin bis nach dem dreißigjährigen Kriege die Residenz kurfürstlicher Prinzen. Wohl schon aus der mecklenburg-stargarder Zeit war dort ein großes festes Schloß vorhanden, welches in der Folgezeit zugleich der Sitz des Amtes Bechlin wurde. Die das Schloß umgebenden, theils dazu gehörigen, theils für sich bestehenden Gebäude bildeten den Flecken.

Das Wappen des Ortes ist neueren Ursprungs: es zeigt einen Fischer, der vom Rahne aus das Netz einzieht. Farben sind nicht bekannt.

Dörfer des Kreises Ost-Prignitz.

Berlinchen, zum Unterschiede von dem vergangenen Dorfe Groß-Berlin kurzweg Berlin oder Klein-Berlin (lutken, luttiken Berlin) genannt, wurde im Jahre 1274 von dem Fürsten von Werle dem Kloster Amelunghorn verkauft. Es bildete einen Theil des Hauptwirthschaftshofes Dransees, doch entäußerten sich die Mönche des Ortes schon im Jahre 1430 wieder an den Bischof Konrad von Havelberg, da ihnen der Besitz wegen der Entfernung und schwierigen Verwaltung mehr Unkosten machte, als er Einkünfte brachte. Im Jahre 1574 wird das Dorf Berlin als Bestandtheil des Amtes Wittstock aufgeführt.

Im Siegel des Ortes steht ein nach rechts gewendeter aufrecht stehender Bär mit Halsband. Man sagt, daß man bei der Annahme dieses Emblems dem Namensklange gefolgt ist, obgleich der Name auf den Bären keinen Bezug hat.

Beveringen. Im Jahre 1368 in einer Incorporations-Urkunde des Klosters Heiligengrabe zuerst erwähnt.

Der Name ist deutschen Ursprungs, das Siegel zeigt einen Biber.

Blandifow. Das Dorf Blantekow wurde im Jahre 1293 von den Markgrafen Otto und Konrad an den Bischof Johann von Havelberg verkauft. Gleich Berlinchen gehörte es im Jahre 1574 zum Amte Wittstock.

Der Name ist wendisch (*blanze* = Weideplatz), das Siegel zeigt einen Weideplatz, im Vordergrunde drei Kühe und ein Pferd, im Hintergrunde eine Hürde.

Blumenthal. Ein Claus von Blumenthal erscheint schon als Zeuge in einer im Jahre 1241 von den Markgrafen Johann und Otto für das Kloster Lehnin ausgestellten Schenkungsurkunde. Doch hatte zu etwa derselben Zeit auch der Markgraf Johann unmittelbaren Besitz in dem Dorfe Blumenthal, denn er verleihte im Jahre 1263 fünf Hufen Landes daselbst der Johanniter-Ordens-Comthurei Werben zur Schadloshaltung für erlittene Kriegsschäden.

Der Ort hat das Wappen der Familie von Blumenthal — im von schwarz und gold gespaltenen Schilde einen schräglings gestellten grünen Weinstock mit drei grünen Blättern und 3 blauen Trauben, als Helmzier ein wachsendes Frauenbild mit einer Spitze zwischen zwei Flügeln — angenommen und es in einen blauen Schild gestellt. Jedoch steht im Ortswappen der Weinstock senkrecht.

Boddin. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts gab es zwei Orte des Namens Boddin: besetzten (bewohnt) Boddien und wusten Boddyn. Vom Jahre 1458 ist ein vom Convente des Klosters Heiligengrabe ausgefertigter Lehnbrief für den Schulzen in dem bewohnten Boddien vorhanden. Im Jahre 1495 erwarb das Kloster auch Wüsten-Boddien und zwar von den Blumenthals, welche auch an dem bewohnten Boddin Rechte gehabt zu haben scheinen.

Das Ortsiegel zeigt einen aus einem Walde hervortretenden Hirsch, welches Emblems sich merkwürdiger Weise die Familie von Boddin in Mecklenburg bedient.

Bork. Die erste Erwähnung des Ortes geschieht in zwei daselbst im Jahre 1416 ausgestellten Urkunden. Im Jahre 1438 wurden Hans, Dietrich und Henning von Klitzing von dem Markgrafen Friedrich mit dem zur Vogtei Friedrichsdorf (Fregdorf) gehörigen Dörfe belehnt.

Der Ort hat einen Schöpfeimer (bork = Schöpfeimer) als Siegelbild.

Breddin. In dem Altar der Kirche zu Breddin wurde im Jahre 1846 ein irdenes mit Reliquien angefülltes Gefäß entdeckt, dessen Deckel durch ein Siegel des Bischofs Heinrich von Havelberg gebildet wurde. Die dem Siegel anhängende kleine Urkunde war am 12. Sept. 1273 ausgestellt und besagte, daß in diesem Jahre ein Altar in der Kirche geweiht worden war.

Das Siegel (breda = Furt zum Durchwaten) ist höchst naturalistisch gebildet. Ein Mann, mit aufgetrempelten Hosen, die Stiefel an einem Stock über den Rücken hängend, durchwaten einen Bach.

Brügge. Der Ort wird im Jahre 1325 in zwei Vergleichungen zwischen dem Herzoge Heinrich von Mecklenburg und dem Markgrafen Ludwig als Brugghe, Brugke zuerst erwähnt. Im Jahre 1498 hatten die Quigows dort Besitz (tho der Brockenn gesetenn).

Im Siegel hat das Dorf eine große steinerne Brücke mit drei Bogen und einem Geländer.

Brüsenhagen. Der Name des Ortes findet sich in der Bestätigungsurkunde des Bischofs Dietrich von Havelberg vom Jahre 1333 (Brusenhausen) zuerst, (1343 Brusenhausen). Im 15. Jahrhundert hatten die von Blumenthal und von Klitzing hier Lehnbesitz.

Das Siegel stellt eine Birke (brzeżinka) dar.

Buchholz. Im Jahre 1312 als Buchholdesche civitas genannt, 1452 Bockholte, im Jahre 1497 belehnte der Kurfürst Johann die Familie von Krusemark mit Landbesitz in Buchholz.

Im Ortsiegel steht eine Buche.

Budow. Der Name des noch nicht sehr alten Ortes ist wendisch. Im Siegel wird ein Buchenzweig geführt.

Buddenhagen, schon im Jahre 1325 erwähnt, wurde im Jahre 1328 auf Bitten des Ritters Wedigo v. Platen von Markgraf Ludwig dem Älteren der Stadt Freienstein für immerwährende Zeiten als Eigenthum geschenkt und zwar mit allem Zubehör des Dorfes an Land, Weiden und Wäldern, sowie einschließlich des Ober- und Nieder-Gerichts über das Dorf und des Patronates über die dortige Kirche.

Das Siegel des Ortes zeigt ein hüttenartiges Häuschen (buda = Hütte, Wächterbude).

Christdorf. Der Ort wird in einem bischöflichen Schadensregister vom Jahre 1420 zuerst erwähnt; im Jahre 1574 gehörte er (Crichstorp, Kriegsdorf) zum Amte Wittstock. Zeitweise hatten die von Grävenitz dort Lehnbesitz.

Das Dorf hat ein Christuskreuz im Siegelbild.

Dahlhausen. Als Dallhusen in einem Auszuge aus den Lehnregistern der Bischöfe von Havelberg vom Jahre 1503 erwähnt. Die von Blumenthal hatten dort Besitz.

Im Siegel steht ein Haus in einer von Bergen eingeschlossenen Niederung. (Haus im Thal.)

Dannenwalde. Im Jahre 1339 verpfandte Markgraf Ludwig denen von Kröcher das Schloß Friedrichsdorf (jetzt Fregdorf) mit allen seinen Vertinenzien, zu denen auch Gebungen in Dannenwalde gehörten. Im Jahre 1345 waren Otto von Helbe, im Jahre 1440 die von Königsmark, im Jahre 1486 die von Blumenthal dort begütert und im Jahre 1497 hatten die von Krusene das Rittergut und Dorf im Besitz.

Das Siegel zeigt eine Tanne.

Döllen. Der Ort (Dolne) gehörte schon im Jahre 1344 zu den Dörfern des Havelberger Domcapitels, dem in diesem Jahre das Gericht daselbst von dem Markgrafen Ludwig verliehen wurde.

Das Siegelbild stellt ein Thal in einer Schlucht dar (dol = unten, also Ort im Thal).

Dossow, in einer in dem Orte selbst vollzogenen Urkunde der Markgrafen Johann, Otto und Konrad vom Jahre 1273 zuerst erwähnt. Das heutige Dorf Dossow kam damals so unbedeutend nicht gewesen sein, denn es wird in einer Urkunde vom Jahre 1274 ausdrücklich als Stadt bezeichnet (oppidum dictum Dossa), weshalb auch 1273 die obigen Markgrafen hier eine Urkunde vollzogen. Nach vorübergehender Besitzgemeinschaft mit den Fürsten von Werle haben die Markgrafen anscheinend in den Jahren 1287 und 1295 den Alleinbesitz von Dossow gehabt; die beiden wichtigsten Urkunden der Stadt Freienstein (vgl. oben) sind von ihnen in diesen Jahren zu Dossio (Dossow) ausgestellt worden. Im 14. Jahrhundert war die Stadt Großen-Dossow (1325 opidum Major Dossa) im Besitz der Grafen von Lindow, von diesen gelangte sie an die Bischöfe von Havelberg. Noch 1591 heißt sie ein „offen Städtlein“. Alle Spuren des städtischen Verhältnisses gingen indessen in Folge der Drangsale des dreißigjährigen Krieges verloren; der Große Kurfürst verschenkte Dossow an den Ober-Kämmerer und Obersten von Burgsdorf, den Besitzer des Hauses Goldbeck. Mit Goldbeck wurde es allmählich zur Domäne. Durch eine im Jahre 1702 erfolgte Neuregulierung verlor der Ort diesen Character und Namen einer Stadt vollständig.

Das Siegel des Ortes zeigt eine Aue an der Dosse, im Vordergrunde den sich langsam dahin schlängelnden Fluß, weiter zurück Wiesen und Bäume.

Dransee. Das im Braunschweigischen Amte Stadtholtenburg belegene Cisterzienser-Mannskloster Amelungsborn hatte in der Nähe von Wittstock eine Reihe von Gütern im Besitz, welche es von einem am Drans-See belegenen Hauptwirtschaftshofe aus verwalten ließ. Den Grund zu diesem Besitz legte der Fürst Nicolaus, Herr von Rostock, indem er dem Kloster im Jahre 1233 den genannten See nebst 60 Hufen Landes, einer Menge von Freiheiten und dem Besiedelungs-Recht unentgeltlich übertrug. Der Hof Dransee, welcher bald der Mittelpunkt einer sich stets ausbreitenden Cultur wurde, bestand schon im Jahre 1243. Er wurde sodann 1274 durch das Dorf Klein-Berlin vergrößert. Späterhin kamen noch hinzu Balle (wüßt), Sevesow, Zempow, Radewang, Schweinrich u. a. m. Ueber den Verkauf dieser Güter an die Bischöfe zu Havelberg vgl. das bei Berlinchen Gesagte.

Das Siegel des Ortes „am Drans-See“ zeigt einen Fischer im Kahn mit 2 Rudern.

Eichenfelde. Der Ort ist eine Gründung aus der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts, das Siegel zeigt drei 2:1 gestellte Eichen.

Falkenhagen. Gehört zu den Dörfern, welche in dem Vergleiche zwischen dem Fürsten Heinrich von Mecklenburg und dem Markgrafen Ludwig vom Jahre 1325 erwähnt werden (Valkenhagin, valkinhagin).

Im Siegel des Ortes steht ein Falke.

Frehne. Im Jahre 1275 schenkte Johann Gans zu Butlis dem Kloster Marienfließ das Patronat über die Kirche zu Verene. Der Ort ist langjähriges Besitzthum derer von Grävenitz.

Das Dorf hat eine Krähe (vêrna) als Siegelbild.

Frehndorf. Der Ort, welcher im Jahre 1316 zuerst urkundlich erwähnt wird (Vrederikestorph, Frederikestorp), enthielt ein festes Schloß und war der Sitz einer nicht unbedeutenden markgräflichen Vogtei. Als Pfandstück war der Ort der Reihe nach im Besitz der Familien von Kröcher, von Helbe und von Rohr, des Erzbischofs von Magdeburg und der Grafen von Lindow. Die letzteren traten den Pfandbesitz dem Bischof Konrad von Havelberg ab, worauf der Markgraf Friedrich im Jahre 1434 das Schloß mit allen seinen Zubehörungen mit den Tafelgütern des Bisthums förmlich vereinigte. Vom Bischof erhielten sodann die von Warnstedt das Schloß zu Lehn, auf die schon seit mehreren Jahrhunderten die v. Karstädt gefolgt sind.

Das Siegel von Frehndorf zeigt einen Friedensengel mit der Palme.

Gantikow. Der Ort wird zuerst in einer aus dem 14. Jahrhundert stammenden nicht genau datirten Urkunde erwähnt, in welcher einige Einwohner der Dörfer Wazoch (Wutike) und Gancok wegen Schuldforderungen des Probstes zu Heiligengrabe vorgefordert werden. Im Jahre 1413 waren Henning und Anna von der Wende tho ganthechow angeheiratet, aber auch die Familie von Klinking wurde im Jahre 1472 mit einigen Besitzungen zu gantkow belehnt. Das Rittergut besaßen die von der Wende noch im 17. Jahrhundert.

Im Siegel steht ein Gänserich (männliche Gans) (Gänseauc, Gänseanger).

Grabow bei Ahris. Der Ort wird im Jahre 1274 in einem Vergleich des Bischofs Heinrich von Havelberg mit dem Ritter Heinrich von Wildenhagen und mit denen von Königsberg wegen streitiger Grenzen an der Karthäne und in den Verkaufsverhandlungen über Ländereien in Naden bei Studenitz und jenseits der Grabenitz zuerst erwähnt.

Das Siegel stellt einen fünfblättrigen Eichenzweig mit Früchten dar. Es wäre aber wohl richtiger gewesen, einen Buchenzweig zu wählen, denn grab heißt nicht Eiche sondern Buche.

Grabow bei Mehenburg. Als Grenzfestung gegen Mecklenburg war der Ort lange ein Zankapfel zwischen den Mecklenburgischen Fürsten und den Markgrafen. Bald hatten die Grafen von Dannenberg, bald die Edelen Herren zu Putlig (1492), bald die Grafen von Schwerin dort Besitz.

Das Siegel zeigt einen dreiblättrigen Eichenzweig mit Früchten. Auch hier gilt das vorhin Gesagte.

Halenbeck. Als Holenbek in einem Tauschvertrag des dortigen Pfarrers vom Jahre 1389 zuerst erwähnt. Im Jahre 1469 verkaufen Dietrich und Hans Mann das Dorf Halenboke dem Kloster Heiligengrabe, was vom Markgrafen Friedrich im selben Jahre bestätigt wurde.

Der Name des Ortes ist deutsch, Hale ist wahrscheinlich der Name des Flusses, der Becke, an der der Ort gelegen ist. Das Siegel zeigt eine über einen Fluß führende Brücke.

Helle. Der Ort gehörte zu den Dörfern der Herrschaft Putlig, mit welchem die Edelen Herren zu Putlig im Jahre 1492 (Helle) vom Bischof Bussio belehnt wurden.

Das Siegel zeigt eine freundliche Landschaft mit 2 Häusern und einem Kirchturm, eine Brücke führt über einen Bach.

Herzsprung. Der Ort Herzesprunk wurde im Jahre 1339 mit dem Schloß Frehdorf vom Markgrafen Ludwig der Familie von Kröcher verpfändet. Im Jahre 1489 hatten die Gebrüder von Kruseke darin Lehnbesitz.

Im Siegel steht in Anspielung auf den Ortsnamen ein nach links schreitender — nicht springender — Hirsch.

Holzhausen. Der Ort soll schon im Jahre 1192 bekannt gewesen sein. Die Familie von Rohr erlangte im Jahre 1429 vom Markgrafen Johann ein Ansehn in dem Dorf Golthusen, wofür aller Wahrscheinlichkeit nach Holt-

husen gelesen werden muß. Vom Jahre 1522 sind die von Rohr als Besitzer von Holzhausen sicher beglaubigt.

Das Siegel zeigt ein Haus mit einem hinter demselben hervorstachsenden Baum.

Jabel. Im Jahre 1418 in einer Schadensrechnung der Stadt Wittstock und des Bischofs zu Havelberg zuerst urkundlich erwähnt. Der Ort gehörte im Jahre 1574 zum Amte Wittstock. Der Name ist wendisch.

Das Wappen zeigt einen gegabelten Apfelbaumzweig (jablo = Apfel) mit Anspielung darauf, daß der Prignitzer — wie auch der richtige Berliner — nicht Gabel sondern Jabel spricht.

Jacobsdorf. Der Ort gehörte zum Lande Putlig und wird bei der Belehnung der Edlen zu Putlig durch den Bischof Bussio von Havelberg im Jahre 1492 (Jastorp) erwähnt.

Das Dorfsiegel zeigt den Schutzpatron der dortigen Kirche, St. Jacobus major mit Stab und Buch.

Jämnersdorf. Das Dorf Janderstorp wurde im Jahre 1240 oder 1246 — was nach der Datirung anno dominice incarnationis M^o. CC^o. XL^o. VI^o. Kal. Novembris zweifelhaft sein kann — von Johann Gans dem Älteren von Wittenberg (zu Putlig) dem Kloster Stepenitz zugeeignet. Im Jahre 1452 (Jasstorpp) hatten die von Berge daselbst Eigenthum.

Im Siegel steht der heilige Januarius mit Kreuz und Palme.

Kehrburg. In einem Schadensregister des Erzbischofs Günther zu Magdeburg über die durch Unterlassen des Markgrafen Friedrich von Brandenburg in den Jahren 1412—1420 erlittenen Beschädigungen wird der Ort als Sigderer to Kerberghe zuerst erwähnt.

Im Siegel zeigt sich das Wappen der ausgestorbenen Familie von Kerberg: der von roth und weiß spizenweise gespaltene Schild.

Kemenitz. Im Jahre 1320 erwarb das Kloster Heiligengrabe von den Herren von Plaue die villa Kemenitz.

Das Siegel des Dorfes zeigt eine Kirche (abgeleitet von kems = Gottesdienst oder kamjen = Stein).

Kolrep. Im Jahre 1343 hatten Boldewin von Krüge, im Jahre 1345 Otto von Helbe und seine Gattin in dem Ort (Kolrip und Colrop) Besitz, im 15. Jahrhundert die Herren von Rlizing.

Der Ort hat eine Kohlrübe als Siegelbild.

Königsberg. Der Ort wird in einer Schadensberechnung des Bischofs von Havelberg vom Jahre 1420 urkundlich zuerst erwähnt. Im Jahre 1527 vermittelte Engelfe von Warnstedt, to Konniessberg geseten, einen Vertrag des Domkapitels mit der Stadt Havelberg wegen Fischerei in der Havel. Im Jahre 1574 gehörte Königsberg zum Amt Wittstock.

Im Siegel steht eine Königskrone.

Krempendorf. Im Jahre 1259 schenkte Johann Sans beim Eintritt seiner Schwester in das Stift Mariensfließ (Stepenitz) diesem das Dorf Krempendorff, nachdem demselben schon im Jahre 1246 zwei Hufen Landes daselbst (Cremppendorp) zugewendet worden waren. (1552 Crempffendorff.)

Das Wappen zeigt einen Hirschkopf mit vierzehneckigem Geweih.

Alt- und Neu-Krüßow. Das Dorf Krüßow wird im Jahre 1271 zuerst erwähnt, als der Bischof Heinrich von Havelberg dem Kloster Reinfeld den Zehnten des Dorfes Crucen (Krüßow) schenkte. Im Jahre 1367 ging es aus dem Besitz der Gebrüder Kersten und Hans Bozel in den der Familie von Rohr und um 1485 in den des Stiftes Heiligengrabe über. Das Dorf Alt-Krüßow war in der katholischen Zeit durch ein wunderthätiges St. Annen- oder Marienbild berühmt, zu dem viele Wallfahrten stattfanden und durch dessen mit Opfern begleitete Anbetung viel Kranke gesund geworden sein sollten. Auch Ludewig in seiner Geschichte des heiligen Blutes von Heiligengrabe gedenkt des Aberglaubens, der mit St. Annen zu Krüßow getrieben worden sei. Im Anfange des 18. Jahrhunderts soll der Pfarrer Georg Krause die Krücken, welche in der Kirche zum Zeichen der Wunderkuren aufgehängt worden waren, schockweise herausgeworfen haben: nur ein Paar wurde zur Erinnerung aufbewahrt.¹⁾ Das Dorf verdankt diesem Aberglauben die schön gebaute große Kirche, die Bischof Johann VI. von Havelberg im Jahre 1520 weihte und die noch heute wegen ihrer Backstein-Architecturen sehenswerth ist.

Das wunderthätige Bild und ein ungenährter Rock der St. Anna sind in das Märkische Provinzial-Museum in Berlin gebracht worden.

Das Siegel zeigt ein Christuskreuz.

Ruhbier. In den Jahren 1438 und 1497 hatten die von Krusemark oder Kruseten Lehnbesitz in Cubir, und im Jahre 1498 verkauften die von Quigow den Herren zu Butlig ihre Besitzungen in Kobyr.

Der Name des Ortes wird wunderlicher Weise von cubarium (Wartthurm) hergeleitet, demgemäß hat es auch einen Wartthurm als Siegelbild.

Ruhsdorf. Im Jahre 1318 vermachte der Pfarrer Henje zu Curdestorp der Nikolaikirche in Prigwall Landbesitz in Predöhl (Predule). Im Jahre 1498 saßen die Quigows in Kostorpp. (1422 Kurstorf, 1424 Kustorf und Cursdorpp, 1436 Curstorppe).

Ob schon der Name offenbar aus Conradsdorf entstanden, zeigt doch das Siegel eine Ruh.

Runow. Der Ort (Konow) wird in einem Vergleich des Markgrafen Otto, Heinrich, Johann und Waldemar von Brandenburg mit dem Hochstift zu Havelberg wegen des Landes Bessin, des Rodahns, der Vogtei und Gerichte über die Stiftsgüter, des Landes Arnberg, der halben Stadt Havelberg u. a. m. vom Jahre 1305 zuerst erwähnt.

Der Name ist wendisch (kuna = Warder), im Siegel steht dementsprechend ein Warder.

Sellchow. In einer im Jahre 1307 zu Lelechow ausgestellten Urkunde versprechen die Markgrafen, der Stadt Perleberg zum Nachtheile in dem Flusse, der Vlutrenne genannt wird, keine Mühle zu erbauen. Im Jahre 1438 gehörte Sellchau zum Schlosse Fregdorf, 1472 hatten die von Klising darin Lehnbesitz und endlich im Jahre 1487 erneuerte Bischof Basso die Belehnung des Eggerd Trebbow zu Wittstock mit Gütern und der kleinen Fischerei im Teiche zu Lelechow.

Das Siegel zeigt eine Lilienstaude mit drei aufgeblühten Lilien in Anspielung auf den Namen.

Sindenberg. Ein neuer Ort; das Siegelbild ist eine Linde.

Maulbeerwalde. Neuer Ort, auf wüstem Felde erbaut.

Das Siegel zeigt einen Maulbeerbaum.

Mechow. Im Jahre 1344 vereignete der Markgraf Ludwig dem Katharinen- und Magdalenen-Altar in der Hauptpfarrkirche zu Kyritz seine Lehnrechte in mehreren um-

¹⁾ Entnommen aus Niesel, Cod. dipl. Brand. AI S. 469.

liegenden Dörfern, u. a. auch in Machowe. Im Jahre 1454 saßen die Gebrüder Arno und Philipp von der Weyde in Mechow.

Das Siegelbild ist ein gekrümmtes Schwert (mjetsch = Schwert).

Mertensdorf. In der Belehnungsurkunde des Bischofs Bussio von Havelberg für Johann, Caspar und Henning Sans, Edle Herren zu Putlig, mit der Stadt und Burg und mit dem Lande Putlig und Wolsfhagen vom Jahre 1492 wird auch Mertenstorp genannt.

Das Siegel zeigt den heiligen Martin, wie er den Mantel mit dem Schwert zerteilt und die losgetrennte Hälfte einem vor dem Pferde knieenden nackten Bettler übergiebt.

Groß- und Klein-Pankow. Beide Orte werden bereits im 13. Jahrhundert genannt. Der Name ist wendisch (panke = Bach, Muc am Bach), das Siegelbild ist ein Ried mit einer darin stehenden Elfe oder Eller; in der Nähe der letzteren, aber auf dem Erdboden, sitzt ein Eichhörnchen.

Papenbruch. Nach einer Urkunde, die freilich undatirt ist, deren Abfassung aber in die Zeit vor 1306 gesetzt werden muß, schenkte Ritter Jo von Königsmark dem Kloster Heiligengrave eine Hebung aus der Mühle zu Papenbruc. Im Jahre 1375 hatte der Knappe Hans Ostmann Eigenthum in Papenbruke, im Jahre 1472 hatten die von Wartenberg Besitz in Papenbruck.

Das Siegelbild ist redend, eine Brücke, über die ein Mönch schreitet.

Randow. Ehemals wüßte, in einer Grenzberichtigungs-urkunde, welche die zwischen dem Bisthum Havelberg und den Herren von Werle über ihre Grenzen entstandenen Streitigkeiten im Jahre 1274 beilegte, urkundlich zuerst erwähnt (Randouwe).

Das Siegel zeigt eine hängende Traube (ran = Weinbeere).

Rabshagen. Der Ort wird in zwei Vergleichen zwischen dem Markgrafen Ludwig und dem Herzog Heinrich von Mecklenburg vom Jahre 1325 zuerst erwähnt.

Der Name Rabishof, Rabiteshoue ist deutsch, das Siegelbild ein Rabe.

Redin. In einem Vertrage Konrads von Rohr und Lüdkes von Quitzow mit den Putligen und dem Kloster Mariensfließ vom Jahre 1552 erwähnt.

Der Name Redelein ist wendisch, im Siegel steht eine Pflugfchar (radlinca).

Rehfeld. Im Jahre 1307 übergab der Markgraf Hermann dem Kloster Diesdorf die Kirche zu Revelde. Im Jahre 1440 hatten die von Königsmark, in den Jahren 1441, 1472 und 1571 die von Kröcher und endlich im Jahre 1471 die von Klising Besitz daselbst.

Im Siegel steht ein rechtsgekehrter schreitender Rehbock.

Revente. Der am Zechliner See belegene Ort, welcher im Jahre 1256 urkundlich zuerst erwähnt wird, hatte damals noch wendische Einwohnerschaft und war im Besitz der Familie von Havelberg. In den Jahren 1283 und 1303 gehörte das Dorf der Johanniter-Comthurei Mirow. Wahrscheinlich wurde es von den Rittern später an die Grafen von Lindow oder an das Bisthum Havelberg abgetreten. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts war es schon wüste. Die Feldmark wurde gewöhnlich an die Bewohner Zechlins, in dessen Nähe sie lag, ausgethan. Im Jahre 1687 wies man dieselbe den Kagarischen Franzosen an; dann wurde ein Refugiirter Jacob Garlein darauf angesiedelt, der den Besitz, nachdem er 20 Freijahre genossen, im Jahre 1729 aufgab. Nun wurde der Ort ein Zeitpachtvorwerk.

Das Siegelbild ist eine Rübe (repa).

Rohlsdorf. Der Ort wird unter den Namen Rulofestorpe und Ruleuestorpe in dem schon öfter erwähnten Vergleiche zwischen Ludwig von Brandenburg und Heinrich von Mecklenburg vom Jahre 1325 zuerst genannt. Im Jahre 1345 wurde die Bürgerfamilie Radolph mit Besitz daselbst beliehen (Roloßstorf), im Jahre 1403 hatten die von Rohr und im Jahre 1526 die von Grävenitz in Rohlsdorf Eigenthum.

Der Name ist augenscheinlich aus Rudolfsdorf entstanden. Demgemäß zeigt das Siegel den Kaiser Rudolf — zu Fuß — mit Fahne und Schild, auf dem Schilde den habsburgischen Löwen (roth in Gold).

Rosenhagen. Der Ort wird in einer Perleberger Urkunde vom Jahre 1324 zuerst erwähnt. Im Jahre 1478 hatten die von Rohr, 1481 die von Burchagen und

1510 die Edelen Herren von Putlig dort Lehnbesitz. Im Jahre 1499 hatte Achim von Wartenberg einen Wohnsitz in Rosenhagen.

Das Siegelbild ist eine Rose.

Zadenbeck. Das Kloster Heiligengrabe hatte laut einer Urkunde vom Jahre 1450 damals Grundbesitz in Zadenbecke.

Der Name ist wohl deutsch (beke = Bach). Wegen des Reichthums der dortigen Gegend an Mühlen (Ober-, Mittel- und Untermühle) hat der Ort ein Mühlrad in das Siegel genommen.

Schmolde. Auch Zmolde wird in den beiden Verträgen vom Jahre 1325 erwähnt (vgl. Brügge, Falkenhagen, Naps- hagen u. f. w.).

Der Name ist wendisch (smola = Fench); das Siegelbild ein rauchender Theerofen.

Schönebeck. Im Jahre 1380 verkauften Heine und Runo von Winterfeld an Beteke von Kerberg ihre Gebungen zu Scenenbeke; im Jahre 1438 gab Markgraf Friedrich die Mühlenstätte zu Schönebeck an Meineke von Krusemark zu Lehen; zu etwa derselben Zeit und später hatten die von Klizing daselbst Lehnbesitz.

Der Name Schonembekke ist deutsch, im Siegel steht ein Fisch.

Schzehn Eichen. Der Ort ist neueren Ursprungs; sein Siegelbild zeigt eine Eiche.

Sophiendorf. Auch Sophiendorf ist eine Neu-Gründung. Das Siegelbild ist die Heilige Sophia mit ihren Attributen.

Steffenshagen. Der Ort wird in den beiden Verträgen zwischen Herzog Heinrich von Mecklenburg und dem Markgrafen Ludwig vom Jahre 1325 zuerst erwähnt (Steuinhagen, Steuenshagin).

Der Name ist deutsch, im Siegel der heilige Stephan.

Schreppow. Im Jahre 1373 übereignete Markgraf Otto dem Bisthum Havelberg die Dörfer Schrepekow und Glonen (Glöwen). In den Jahren 1469 und 1556 hatten die von Rohr, im Jahre 1477 die von Quikow Besitz in Schreppow.

Der Name ist augenscheinlich wendisch; im Siegel eine blühende Vinse im Nied.

Schweinrich. In einer Schadensrechnung vom Jahre 1424 und in der Urkunde über den Verkauf der Amelungsbörner Klostergrüter an den Bischof Konrad von Havelberg (vgl. das bei Berlinchen Angeführte) zuerst erwähnt (Swinrik). Das Siegel zeigt ein linksgekehrtes Schwein.

Stepenitz. Johann Gans Herr zu Putlig errichtete im Jahre 1230 das Cisterzienser Jungfrauen-Kloster Marienfließ zu Stepenitz und stattete es nicht nur mit Reliquien, u. a. mit einem Tropfen von dem Blute aus, das der Herr am Kreuze vergossen, sondern auch fortdauernd mit immer reicherm Landbesitz aus. Daneben wuchs der Umfang des Klosters durch Vermächtnisse und durch Schenkungen, mit denen Jungfrauen aus begüterten Familien darin eingekauft wurden.

Im 15. Jahrhundert wurde das Ansehen des Klosters durch die Aufstellung eines wunderthätigen Marienbildes, welches ein Havelberger Domherr nach Stepenitz gebracht hatte, wieder gehoben. Seit der Reformation ist Marienfließ ein adeliges Fräulein-Stift.

Das Wappen des Stiftes ist die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde, das Dorf Stepenitz leitet seinen Namen von step = Wüste ab und hat sich das Schiff der Wüste, ein Kameel, zum Siegel erkoren. Es ist auch nicht unmöglich, daß das Kameel mit dem Wappen derer von Kröcher in Verbindung zu bringen ist.

Studenitz. Der Ort gehörte zu den Havelberger Stiftsdörfern; in den Jahren 1489 und 1543 hatten die von Kröcher darin Besitz (Studenitze).

Das Siegelbild ist ein Ziehbrunnen (studnje).

Sudow. Der Ort wird in einer Urkunde für das Kloster Marienfließ vom Jahre 1330 zuerst erwähnt.

Das Siegel zeigt einen Baumast (suk).

Trygitz. In Tryggelitze (Triggelitze, Tryggenisz, Drigelitz) waren die von Warnstedt im 15. und noch im 18. Jahrhundert begütert. Der Ort wird auch in einer Urkunde der Prigwalder Kalandsbrüder vom Jahre 1422 erwähnt.

Der Name ist wendisch (tryi = Diebstel), daher das Siegelbild eine Diebstel.

Bettin. Im Jahre 1343 verpfändete der Markgraf Ludwig Einkünfte aus Bettin an Nikolaus Kopenack, zu Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die Familie von Kerberg dort Lehnbesitz.

Das Siegel zeigt den heiligen Veit.

Wulfersdorf. Der Ort wird in einer den Herzogen von Mecklenburg-Stargard gemachten Schadensrechnung der Stadt Wittstock und des Bischofs von Havelberg vom Jahre 1418 zuerst erwähnt (Wluestorp). Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatten die Edelen Gänse zu Putlig dort Lehnbesitz, im Jahre 1574 gehörte der Ort zum Amte Wittstock.

Das Ortsiegel zeigt einen Wolf.

Wutke. Der Ort wird erst im 14. Jahrhundert erwähnt (vgl. das bei Gantikow Angeführte). Er gehörte zur Vogtei Fregsdorf und war Lehnbesitz derer von Rohr und von Rathenow.

Der Name (Wozoch, Wuzk, Wutke) ist wendisch (wuck = Zufluchtsort); das Wappen zeigt ein flüchtendes halbnacktes Mädchen mit flatterndem Haar.

Zechlin, Dorf, und Zechliner Glashütte, Colonie. Das Dorf Zechlin ist wohl zu etwa derselben Zeit entstanden, wie der Klosterhof, aus dem sich der spätere Flecken entwickelte. Die Glashütte wurde im Jahre 1736 eingerichtet, unter anfänglichem Widerstande des Königs Friedrich Wilhelm I., der die Glashütten ganz aus der Kurmark verlegen wollte, sich aber endlich doch bereit finden ließ, die Verlegung der Potsdamer Glashütte nach Zechlin gutzubeißen.

Das Siegel des Dorfes ist dem des Fleckens gleich. Die Colonie führt eine Glashütte mit einem daneben stehenden Glasbläser im Siegel.

Sempow. Das Dorf Tzempow gehörte zu den ehemaligen Amelunxborner Kloster Gütern und wurde mit diesen im Jahre 1430 vom Bischof Konrad von Havelberg erworben. Im 15. Jahrhundert ging das Dorf ein; erst König Friedrich I. veranlaßte im Jahre 1701 die Neubefiedelung.

Der Name des Ortes (Cempow, Sempow) ist wendisch (zemje = Land oder Erde, Kartoffel), das Siegel eine Kartoffelpflanze mit Kraut und Knollen, fast wie ein ausgerissener Baum anzusehen.

Zernitz. Der Ort soll schon im Jahre 1192 bekannt gewesen sein. Ich fand ihn in einer Urkunde des Bischofs Dietrich von Havelberg vom Jahre 1333 zuerst erwähnt. Im 15. und 16. Jahrhundert hatten die Grafen von Lindow bzw. die von Nedern und von Rohr dort Lehnbesitz (Zernitze).

Das Siegelbild ist ein silberner sechsstrahliger Stern (Zernicka = Morgenstern).

Kreis West-Prignitz.

Perleberg.

Stifter der Stadt Perleberg ist Johann Gans Edler Herr zu Putlig der Jüngere, auf dessen Bitten die Altstadt Salzwedel im Jahre 1239 der neugegründeten Stadt ihr Stadtrecht mittheilte. Der Ort selbst war schon früher vorhanden und augenscheinlich hat auch hier eine feste an der Stepenitz belegene Burg den Anlaß zum Entstehen des Orts und seines Namens gegeben. Denn „Perle“ ist vermuthlich das deutsche Wort für das wendische Stepenitz. Vom Anfange des 14. Jahrhunderts an war Perleberg mit geringen Unterbrechungen als Immediatstadt den Markgrafen von Brandenburg unterthan und seit eben dieser Zeit erhob sich der Ort zur eigentlichen Hauptstadt der Prignitz, indem er in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten den übrigen Städten des Landes leitend voranging und auf alle prignitzischen Städte, welche nicht dem Bischof von Havelberg angehörten, großen Einfluß ausübte. Daraus, daß Perleberg in der Regel die Bescheide des Landesherrn zuerst empfing, um sie alsdann an die anderen Städte weiter zu geben, entwickelte sich naturgemäß das Directorium mit dem Rechte, die prignitzischen Städte zu gemeinsamer Berathung zusammenzurufen, welches Perleberg noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts besessen hat. Eine andere verfassungsmäßige Anerkennung erhielt der Einfluß Perlebergs auf die ganze Prignitz, als Kurfürst Joachim II. auf wiederholten Antrag der Städte im Jahre 1546 ein allgemeines prignitzisches Landgericht mit dem Siege in Perleberg errichtete, dessen Rath bald auch damit belehnt wurde.

Eine glänzende Versammlung sah die Stadt in ihren Mauern, als daselbst in den Jahren 1420 und 1421 der sogenannte Perleberger Friede geschlossen wurde: eine Versöhnung, welche der Herzog Wilhelm von Braunschweig zwischen dem Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg und den Herzögen von Sachsen, Pommern und Mecklenburg, sowie den Fürsten zu Wenden vermittelte, die alle mit glänzendem Gefolge persönlich anwesend waren.

Der Name der Stadt ist, wie oben gezeigt, deutsch: Burg an der Perle. Ihr interessantestes Denkmal ist der im Jahre 1546 erneuerte Roland.

Das Wappen der Stadt ist von jeher ein achtstrahliger Stern gewesen mit ebensoviel Perlen oder Kugeln in den Winkeln und mit einem Budel in der Mitte, der dicht mit Perlen besetzt ist. So sehen wir es schon auf dem wohl aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammenden † SIGILLVM * BVRGENSIVM * IN PARLABARCH¹⁾ Siegeltafel III. Nr. 41), sowie an einem (kleineren) † SACRATVM * CIVITATIS * PARLABARCH.²⁾ Das bei Bemann abgebildete SIGILLVM COMMVNITATIS der Verordneten der Altmark und Prignitz, welches in der rechten Hälfte den halben Perleberger Stern am Spalt, in der linken den halben brandenburgischen Adler zeigt, hat zwar außer den an den Siegelrand gerückten 8 Perlen noch 4 in den Winkeln des großen Sterns stehende kleinere Sternchen, doch verdanken diese letzteren ihr Dasein augenscheinlich nur der Phantasie des Stempelschneiders, der überdies auch den Adler im zweiten Felde mit einer überflüssigen Zier bedacht hat, indem er zwischen Hals und Flügel eine neunte Kugel einfügte. Eine reiche Auswahl von älteren Siegelstempeln ist auf dem Rathhaus vorhanden. Der älteste scheint ein zwischen Schild und Legende vom Jahre 1638 datirtes * SIGIL. CIVITATIS • PERLEBERCK zu sein, dann folgen ein diesem Siegel in diesem Jahrhundert genau nachgebildetes SIEGEL DER STADT PERLEBERG und endlich zwei ganz neue Magistratsiegel, ein größeres und ein kleineres. Auf allen diesen Siegeln hat das Wappenbild 8 Strahlen und 8 Perlen. Ebenso fand ich es auch auf zwei ferneren Siegeln in der Sammlung Clericus im Kgl. Geheimen Staatsarchiv in Berlin dargestellt. Die Umschrift des einen Siegels war nicht mehr deutlich lesbar, die des anderen lautete SIG. CIVIT. PERLEBERC 1742. Ein etwas oval geschnittenes PERLEBERGISCHE CAEMMEREYSIEGEL (mit 8strahligem sehr erhabenen Stern, aber ohne Perlen) rechne ich der Umschrift wegen noch in dieses Jahrhundert. Ebenfalls ohne Perlen und mit nur sechs Strahlen ist der Stern auf dem noch sehr jungen SIEGEL DER SCHUL COMMISSION IN PERLEBERG. Auf dem DER LOBLI: KAUFFMANNSINNUNGS SIEG: IN PERLEBERC steht ein achtstrahliger von Perlen nicht begleiteter großer Stern über dem Kopfe einer Justitia mit Wage und Schwert, welche die

¹⁾ In Urkunden des Kgl. Geheimen Staatsarchivs in Berlin aus den Jahren 1442, 1509 und 1513, 8 cm im Durchmesser.

²⁾ ebenda 1522, 1602.

Hauptfigur des Siegelfeldes bildet. Zwei sechsstrahlige Sterne ohne Perlen finden wir endlich noch auf dem DLWGSZPB 1745 (der löblichen Weiß-Gerber-Siegel zu Perle-Berg) und dem SIEGEL D: BVRGERGARDE Z: PERLEBERG. Alle diese Siegelstempel sind noch auf dem Rathhause vorhanden.

Wenn nun auch die Wappen in all diesen Siegeln einige Abweichungen aufweisen, so geht doch aus dem Obigen soviel hervor, daß das Wappen ursprünglich immer 8 Strahlen und 8 Perlen gehabt hat und daß die Wappen mit einer geringeren Zahl von Sternstrahlen und Perlen unrichtig sind. Vollends falsch aber sind die Darstellungen des Wappens, welche, wie das Wappen an der Realschule, die Perlen ganz außer Acht lassen. Sie heben dadurch den bestehenden interessanten Zusammenhang zwischen dem Stadtnamen und dem redenden Stadtwappen ohne jede Veranlassung auf.

Was die Wappenfarben anbetrifft, so sind in dem Wappen über der Hauptthür des Rathhauses die Strahlen roth, die Perlen und das Feld des Schildes blau gemalt.

Blaue Perlen im blauen Schilde sind aber theoretisch und praktisch unmöglich. Das scheint man auch eingesehen zu haben, als es sich darum handelte, für die Fenster des Märktischen Provinzial-Museums in Berlin richtige Wappenfarben zu finden. Dort hat man — wie u. a. auch an dem gleichen Wappenfenster im Zimmer des Bürgermeisters im Rathhause zu sehen ist — sich für ein silbernes Feld entschieden und die blauen Perlen und den rothen Stern beibehalten. Hiergegen läßt sich vom theoretisch-heraldischen Standpunkte nichts einwenden.

M. Grigner, der Herausgeber der im Verlage von W. Koppel in Frankfurt a. M. erschienenen 312 deutschen Städte-Wappen, hat das Stadtwappen mit goldenen Perlen im blauen Felde gezeichnet, offenbar um den Fehler „blau in Blau“ zu vermeiden. Von goldenen Perlen zum goldenen Stern war dann nur ein kleiner Schritt.

Will man in der Zeichnung das Centrum des Sterns zu einer größeren Perle oder Kugel ausbilden und diese mit einem Kranze von kleineren Perlen umgeben, so steht dem nichts im Wege, umföweniger als auch der Stern auf dem ältesten, als erstes an dieser Stelle oben beschriebenen Siegel schon in dieser Art verziert ist.

Da Perleberg auch Münzstätte gewesen ist, so sei noch erwähnt, daß die Denare mit fünf- und sechsstrahligem Sterne oder mit mehreren Sternen von den Numismatikern als Perleberger Münzen bezeichnet werden.

Wittenberge.

Der Ort Wittenberge findet sich in einer markgräflichen Urkunde vom Jahre 1226 zum ersten Mal erwähnt. Er wird auch bald nach dieser Zeit — gleich den übrigen prignitzschen Städten — ein Stadtrecht erhalten haben, denn schon im Jahre 1265 wird Wittenberge ausdrücklich als Stadt genannt. Die eigentlichen Herren des Ortes waren die Edlen Gänse von Putzig, wenn auch mit wiederholten Unterbrechungen durch andere Besitzinhaber. Schon im Jahre 1246 nannte sich Johann Gans der Ältere ausdrücklich einen Herrn von Wittenberge. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts prägten diese Herren von Wittenberge Pfennige mit ihrem Schildzeichen und dem Namen der Stadt.

Auch Wittenberge soll früher an einem anderen Orte gestanden haben, der, vor den jetzigen Thoren am Einfluß der Stepenitz in die Elbe gelegen, noch heute „Altstadt“ genannt wird und sich durch noch vorhandene Gräben und Verwallungen, wie auch durch einen „Schloßberg“ deutlich von seiner flacheren Umgebung abhebt. Freilich hat man in dieser Altstadt wohl kaum das schon im Jahre 811 erwähnte Bethelkreti oder Bialogorod (Weißenburg) zu suchen, welches nach einem bei Bekmann erwähnten Schriftsteller Eckard auf Wittenberge gedeutet wird.

Die Stadt ist durch Brände öfters heimgesucht worden. Bei dem letzten großen Brande im Jahre 1686 blieb nur die Kirche mit 18 geringen Strohhütten übrig, sodaß der große Kurfürst eine allgemeine Kollekte in allen brandenburgischen Städten für Wittenberge ausschreiben ließ.

Das Stadtwappen ist ein perspectivischer sechseckiger breiter Thorthurm mit zwei mit ihm durch bezinnte Mauern verbundenen kleineren und gleich ihm überdachten runden Thürmen. Auf der Spitze des Thordaches sitzt die Putzig'sche Wappengans, mit ausgebreiteten Flügeln, aber ohne Kopf- und Halskrone, nach rechts gewendet. Auf einigen älteren Siegeln und Stempeln erscheint statt ihrer in bekannter leider nicht ungewöhnlicher Weise der preußische Amtsadler mit Scepter und Schwert. Durch einen attenkundig gemachten Beschluß

des Magistrats vom 1. März 1892 ist der Adler durch die allein hierher gehörige Gans ersetzt. Auch über die Farben ist unter dem 8. Januar d. J. ein einstimmiger amtlicher Beschluß gefaßt worden: ein silbernes Burgthor mit eben solchen bezinnten Flankenmauern und Eckthürmen, stahlblauen Thurmdächern, goldenen Thurmknäufen. Auf dem Thorthurm die silberne Putzig'sche Gans; das Feld ist roth.

Die vorliegende Arbeit hat zufolge der Natur der für sie benutzten Quellen mehr und mehr einen sphragistischen Character angenommen. Es sei deshalb an dieser Stelle gestattet, auf ein im Kgl. Geheimen Staatsarchiv an einem Schreiben vom 7. Juli 1790 befindliches Siegel des Magistrats und der Heideverwandten zu Wittenberge hinzuweisen. Das Siegelbild ist die Gestalt einer Justitia, die in der Rechten ein blankes Schwert und in der Linken eine Wageschale trägt. Zwei nackte geflügelte Genien sind im Begriff ihr die Augen zu verbinden. Auf der Brust ist ein Wappenschild mit einem B befestigt. Eine Umschrift ist nicht vorhanden und die Deutung des B ist bisher noch nicht gelungen. Ich nehme indessen an, daß es sich um das Siegel des Stadtgerichts in Wittenberge handelt.

Lenzen.

Der Ort Lenzen wird im Jahre 930 zuerst erwähnt. Nachdem die Wenden die Stadt Walsleben zerstört hatten, zogen sie sich von dort nach dem festen Plage Lenzen zurück und machten von ihm aus wiederholte Einfälle in die Altmark. Ein zu ihrer Vertreibung ausgesandtes sächsisches Heer belagerte den Ort mehrere Tage lang und rückte schließlich einem zum Entsatz anrückenden wendischen Heere entgegen. Die Wenden wurden in einer mörderischen Schlacht — man spricht von 120 000—200 000 Todten (!) — gänzlich geschlagen und in einen bei dem heutigen Dorfe Seedorf belegenen See gedrängt. Nunmehr ergaben sich auch die in Lenzen eingeschlossenen Wenden. Der Friede kann nicht lange gedauert haben, denn schon im Jahre 1006 hören wir von dem Ort aufs Neue, als die Wenden, des Christenthums und des Friedens mit den Sachsen überdrüssig, ihren christlichen König Gottschalk sammt seiner geistlichen und weltlichen Umgebung ermordeten.

In den späteren Jahrhunderten war der Ort noch lange das Besitztum oft wechselnder Gläubiger der Markgrafen, darunter auch der Putzige und Lütgows. Die Uebertragung

des Salzweheler Stadtrechtes ist augenscheinlich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgt; in einer Urkunde vom Jahre 1252, welche der Markgraf Otto zu Salzwehel ausstellte, ist bereits von der Stadt Lenzen und ihren damaligen Lehensherren, den Grafen von Schwerin die Rede.

Der Name des Ortes (Lunzin, Lunkin, Leontium) ist wendisch. Man leitet ihn ab von leun oder lenem „ich liege“ wegen Niederlegung der Waaren an einem wohlgelegenen Orte. Dazu paßt auch das lateinische Leontium.

Das Wappen sind zwei runde Thürme mit spizen Haubendächern — früher ohne jede Oeffnung gezeichnet — mit bethürmten Erkern an jeder Seite. Beide Thürme verbindet oben ein mit Zinnen besetzter Bogen, wodurch ein Thor angedeutet werden soll, in welchen der brandenburgische Adler frei schwebt. So wenigstens auf den ältesten Papierpresseln, auf dem † S'ARATVM CIVITAT. LANTZAN¹⁾, auf dem bei Bekmann vergrößert nachgezeichneten Secret vom Jahre 1623²⁾ und endlich auch auf dem neuesten Stadtsiegel. Die abweichende Darstellung eines kleineren Siegels vom Jahre 1790, auf welchem man den Adler in einen Schild gestellt hat, ist sonach nicht mehr üblich.

Mauer und Adler sind roth, das Feld ist silbern.

Putlitz.

In der Stiftungsurkunde des Bisthums zu Havelberg vom Jahre 946 wird der Name Pochlustim zuerst erwähnt und es ist nicht unwahrscheinlich, daß man hierbei an das heutige Putlitz zu denken hat. Andere spätere Namen für den Ort sind Potlustin, Potlist, Potlest, Poteliest, Pudlist u. s. w.

Mit dem Namen Putlitz ist der Name der Edelen Gänse auf ewig verbunden, sie haben die Lehnsherrschaft über den Ort vom Anfang des 13. Jahrhunderts an besessen. Von ihrer Burg steht freilich heute nichts mehr als eine malerische Ruine mit einem gewaltigen runden Thurm und einigen Kellergewölben.

¹⁾ Vgl. Siegeltafel III Nr. 42. An der altmärkisch-prignitzschen Städte-Urkunde vom Jahre 1601 im Stendaler Museum. Die ineinandergezogenen Buchstaben **AR** und **AN** haben hier leider nicht zur Darstellung gebracht werden können.

²⁾ An der altmärkisch-prignitzschen Städte-Urkunde vom Jahre 1623. Ebenda.

Als Stadt wird Putlitz schon im Jahre 1319 genannt. Wie alle kleineren Städte ist es von Feuersbrünsten wiederholt heimgesucht worden, in den Jahren 1638—1652 lag es ganz in Asche.

Das älteste bekannt gewordene † S' CIVITATIS. POTLAST (Siegeltafel III Nr. 43¹⁾) und das diesem Jahrhundert entstammende 8 cm große † SIEGEL DER STADT PUTLITZ haben übereinstimmend einen in dem Siegelfelde stehenden Schild mit einer nach rechts gewendeten flugbereiten Gans, dem bekannten Wappenthier der Edelen Herren zu Putlitz, jedoch unter Weglassung der zu deren Wappen gehörigen Kopf- und Halskrone.²⁾

Das auf beiden Siegeln hinter dem Wappenschilde hervorstachende, fächerartig ausgebreitete Aehrenbündel, welches vielleicht auch die Andeutung eines Baumes sein soll, ist auf den neueren Siegel-Stampeln nicht wieder angebracht.

Der Wappenschild ist roth, die auf einem grünen Hügel stehende Gans silbern.

Havelberg.

Schon im 10. Jahrhundert bestand bei der civitas Havelberg eine wendische durch ein castrum geschützte Cultusstätte, an deren Stelle König Otto I im Jahre 946 einen Bischofsitz errichtete, dem er die eine Hälfte der Burg überwies, während er die andere Hälfte sich selbst vorbehielt. Bei dem Wendenaufstande im Jahre 983 ging Havelberg den Deutschen wieder verloren, die Kirche wurde zerstört und ein Gerovit-Tempel errichtet. Im Anfang des 12. Jahrhunderts eroberte der christliche Wendekönig Heinrich die Stadt und unter seinem Schutze errichtete Bischof Anselm an Stelle des zerstörten Gerovit-Tempels in der Zeit von 1132—1135 einen neuen Dom, der indessen von den Wenden abermals zerstört wurde. Aber schon im Jahre 1137 wurde das Bisthum nach Unterwerfung der Wenden durch Albrecht den Bären dauernd wiederhergestellt und bald wurde auch damit begonnen,

¹⁾ Nach Böhberg vom Jahre 1361.

²⁾ Auf dem Siegel IOHANIS AVCA (Gans) DE PARLANBARCA vom Jahre 1290 fehlen diese beiden Kronen noch. (Siegeltafel III Nr. 44.) Hier steht die Gans auf einem Stadtzeichen. Seine Ornamentirung mit Perlen soll wohl auf Perleberg hindeuten, dessen Herren die Edelen Herren Gänse zu Putlitz bekanntlich waren und wonach sie sich auch nannten.

die Domkirche zum dritten Male aufzurichten. Sie wurde am 16. August des Jahres 1170 geweiht und hat ihre Grundmauern bis heute behalten. Die dreischiffige flachgedeckte im Rundbogenstil erbaute Pfeilerbasilika des 12. Jahrhunderts blieb 100 Jahre unverletzt. Die Folgen einer Beschädigung durch Feinde und durch Brand machten im Jahre 1269 einen umfassenden Restaurationsbau nothwendig, welcher im Jahre 1270 vollendet wurde und die flachgedeckte Basilika in eine altgothische Gewölbekirche umwandelte. Ein letzter kostbarer Verschönerungsbau erreichte im Jahre 1411 seinen Abschluß. Die Mittel hierzu gewannen die Bischöfe aus den Opfern, die von den Besuchern der Wallfahrtskirche zu Wilsnack und der in ihr aufbewahrten Reliquien gespendet wurden. Seit jener Zeit ist der Bau trotz der Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, abgesehen von den unausbleiblich gewordenen größeren und kleineren Reparaturen, unverändert derselbe geblieben. Daß der Dom eine Fülle von hervorragenden Kunstschätzen enthält, soll hier nur kurz erwähnt werden.

Der Ort erlangte augenscheinlich lange Jahre früher Stadtrecht als die anderen Städte der Prignitz, doch büßte er seine Hauptbedeutung schon in der letzten Hälfte des 13. und im Anfang des 14. Jahrhunderts ein, als Perleberg sich durch den Handel mit den Seestädten hob und zu einer wichtigen Grenzfestung wurde und sich damit zur Hauptstadt der Prignitz aufschwang. Immer aber blieb Havelberg doch ein Bischofssitz und auch, nachdem die Bischöfe es meist vorzogen zu Wittstock oder Brandenburg sich aufzuhalten, doch noch als Sitz des Domcapitels ein wichtiger Ort.

Der Name der Stadt ist deutsch, Burg an der Havel. Das älteste Siegel — sicher datirt vom Jahre 1369, 8 cm im Durchmesser — hat die Unterschrift † SIGILLVM • BVRCANSIVM • IN HAVELBARCH (Siegeltafel III Nr. 45). Die von vier runden Thürmen flankirte flachgedeckte Basilika mit zwei niedrigen Seitenschiffen und halbrunder Apsis giebt eine getreue Ansicht des ältesten Doms wieder. Zu seinen Füßen ist die Lage der Stadt an der Havel durch fließendes Wasser angedeutet. Ueber dem Ganzen schwebt der brandenburgische Adler. Dieselbe Darstellung findet sich auf dem † S • SACRAT • CIVITATIS • HAVELBARCH (Siegeltafel III Nr. 46, Geh. Staatsarchiv 1431—1601). Alle neueren Siegel haben eine Mauer mit zwei Thürmen

auf den Enden und einem (auf den älteren Siegeln offenen) Thor. Zwischen den spitzbehelmtten Thürmen schwebt der brandenburgische Adler.

Mauer, Thürme und Adler sind roth, das Feld muß silbern tingirt werden. Die Lage am Ufer der Havel ist in den neueren Wappen nicht mehr angedeutet. Geschieht dies aber, so muß das Wasser blau gemalt werden.

Wilsnack.

Wilsnack wird in einer Urkunde vom Jahre 1300 zum ersten Male erwähnt. Seine Erhebung von einem gewöhnlichen Kirchdorfe zu einer weit und breit bekannt gewordenen Stadt verdankt es dem Aberglauben von dem Wunderblut, welcher im Jahre 1373 nach der Ausbrennung der Kirche durch Heinrich von Bülow dadurch entstand, daß auf der Brandstätte drei unverfehrt gebliebene Hostien gefunden wurden, deren jede in der Mitte einen Blutstropfen zeigte. Dieses Blut besaß die Kraft aus der Ferne zu heilen, weckte u. a. Tote auf und bewahrte die an den Galgen gehängten Verbrecher Tage lang vor der Erdroffelung. In einem Fall soll es auch einer Person, die unter ein Mühlrad gekommen und zermalmt worden war und zwei Tage im Wasser gelegen hatte, das Leben zurückgegeben haben. Notwendig aber war es, daß die Hülfe Suchenden oder die Genesenen eine Wallfahrt zu dem Wunderblut machten. So strömten die Gläubigen in Ummengen in Wilsnack zusammen. Sie opferten fleißig und legten damit den Grundstein zu der in den Jahren 1388 bis 1401 errichteten schönen Pfarrkirche. Erst dem aus Prignitz gebürtigen ersten evangelischen Prediger Joachim Ellefeld glückte es, das Wunderblut zu beseitigen.

Der Ort gehörte allem Anschein nach ursprünglich der Familie v. Möllendorf, dann den Bischöfen von Havelberg und endlich der auf der benachbarten Plattenburg noch heute ansässigen Familie von Salbern. Seine Herren nannten ihn bis in das 16. Jahrhundert hinein einen Flecken und Pabst Bonifaz IX. spricht schon in einer Urkunde vom Jahre 1398 von dem oppidum Wilsnack. Der Mangel eines eigenen Stadtrechts wurde im Jahre 1471 durch Übertragung der wesentlichsten Bestimmungen des Wittstocker Stadtrechts ergänzt.

Der Name des Städtchens (Wilssnagk) wird von dem wendischen Wilsen hergeleitet. Das Wappen ist seit Alters her — das älteste Stadtsiegel ist vom Jahre 1586 beglaubigt — die dreithürmige Wallfahrtskirche im Renaissancestyl (Siegel-tafel III Nr. 47), roth im goldenen Felde. Die Jahreszahl 1398, welche auf einer älteren Wappenskizze im Schildesfuß stand, ist neuerdings wieder weggefallen, wohl in der Erkenntniß, daß sie immer nur in die Legende eines Siegels, nicht aber in das Wappen selbst gehören würde.

Dörfer des Kreises Westprignitz

mit einem bemerkenswerthen Siegel- oder Wappenbild haben sich trotz amtlicher Unterstützung nicht ermitteln lassen.

Fundberichte.

Die Ausgrabungen haben in der Umgegend von Salz-
wedel während der letzten Jahre ein reiches Material zu Tage
gefördert. Nur teilweise wurden sie für unser Vereinsmuseum
unter meiner Leitung vorgenommen; andere fanden für das
Museum für Völkerkunde in Berlin durch Herrn Konservator
Eduard Krause, andere nördlich der Provinzgrenze für das
Provinzialmuseum in Lüneburg durch die Herren Kantor Mente-
nebstorf und Professor Theodor Meyer-Lüneburg statt, jedoch
fast ausnahmslos in meiner Gegenwart. Die folgenden Be-
richte sind nur nach geographischen Gesichtspunkten geordnet.

I. Jerchau.

In dem zur Revierförsterei Jerchau gehörigen Heegholz
(Generalstabskarte) oder Hegebusch (Forstakten), 9 km söl. von
Salzwedel, 2 1/2 km wstl. von Ruhfelde, waren vor einigen
Jahren beim Steineabfahren einige Urnen gefunden, von denen
jedoch nur zwei soweit erhalten blieben, daß sie in das Forst-
haus gebracht werden konnten. Hier zerfiel die größere von
beiden ebenfalls noch, so daß nur eine kleine graue Urne in
das Museum für Völkerkunde gelangte.

Nachdem Herr Revierförster Wilschke in liebenswürdigster
Weise seine Erlaubnis zu weiteren Nachforschungen gegeben
hatte, ging am 2. August 1892 Herr Konservator Krause in
meiner Begleitung an die nähere Untersuchung des Fundplatzes,
auf dem vor 60 Jahren bereits der Rektor Danneil Aus-
grabungen veranstaltet hatte. Die ganz flachen Grabhügel
liegen regellos verstreut in einem Bestande von großen Kiefern
zu beiden Seiten der vom Vorwerk Neuhoß westlich in das
Holz führenden Straße; der ganze von ihnen angefüllte Raum
mißt etwa 200 : 150 m. Der umgebende Wald zeigt deutlich
Feldereinteilung. Viele von den Hügeln tragen sichtbare
Spuren früherer Öffnung oder sind durch Abfahren der Steine
ganz oder teilweise zerstört. Die Anlage der einzelnen Gräber
ist in der Weise erfolgt, daß zuerst eine runde oder ovale
Grube von durchschnittlich 3 m Durchmesser und 50 cm Tiefe

ausgehoben wurde. In ihrer Mitte wurde alsdann aus einem kleineren Grundstein und 4—7 flachen Randsteinen die Kiste für die Urne errichtet und nach deren Beisetzung mit Sand gefüllt und mit dem Deckstein geschlossen. Nachdem dann noch der Rand der Grube mit aufrecht gestellten Steinen in 50 bis 70 cm Entfernung ausgefüllt war, wurde die ganze Vertiefung mit größeren und kleineren Steinen ausgefüllt. Eine weitere Aufschüttung aus Steinen oder Erde über der Kiste scheint nicht stattgefunden zu haben; wenigstens liegt heute der Deckstein unmittelbar unter der dünnen Moos- und Humusschicht, so daß deren Abräumung zu seiner Bloßlegung genügt.

Am 2. August wurden mit zwei Arbeitern im ganzen 4 Hügel geöffnet; die Fundstücke kamen in das Berliner Museum. Die Aufgrabung wurde dann am 7. Oktober 1892 unter meiner Leitung mit drei Arbeitern für unser Vereinsmuseum fortgesetzt; hierbei wurden noch 8 Gräber untersucht. Ich gebe hier die Resultate nach der Reihenfolge der Bearbeitung.

Hügel 1: Der sonst noch wohl erhaltenen Kiste fehlte der Deckstein; innerer Durchmesser 55 cm, innere lichte Höhe 44 cm; 6 Randsteine. Auch der Inhalt, der nur aus einigen Knochen und Scherben bestand, zeigte, daß schon früher eine Öffnung stattgefunden hatte.

Hügel 2: Der Deckstein lag stellenweise bloß; die Kiste war besonders schön gebaut, weshalb ich dieselbe zur Aufstellung in unserm Museum an mich nahm; ganze Höhe 63 cm, Umfang 228 cm, Deckstein 50:49 cm, 5 Randsteine, innerer Durchmesser 40 cm, innere lichte Höhe 38 cm. In der Kiste stand eine ziemlich wohl erhaltene Urne, nach Form und Größe wie die aus Hügel 10; dieselbe befindet sich im Berliner Museum.

Hügel 3: Kiste wohl erhalten, doch ohne Deckstein. In ihr stand eine große Urne (wie im Hügel 10), auf welcher sich auch Reste eines Deckels befanden; außerdem fand sich ein kleineres Beigabefäß; sämtlich im Museum für Völkerkunde in Berlin.

Hügel 4: Kiste wie im Hügel 3; Höhe 47 cm, Umfang 224 cm, 7 Randsteine. In der Südostecke der Kammer lagen Knochenreste und sehr wenig Scherben; von einer früheren Öffnung zeigten sich keine Spuren.

Hügel 5: Er war offenbar früher schon durchsucht und so zerstört, daß sich die Kiste überhaupt nicht mehr nachweisen ließ. Einige Knochenstücke und Urnenscherben wurden zwischen

den Steinen verstreut aufgelesen. Danach scheint die Urne die Form wie in Hügel 7 gehabt zu haben.

Hügel 6: Auf der Südseite des Weges unter zwei starken Lärchentannen gelegen. Gerade in der Mitte des ziemlich hohen Hügels und zum Teil unter den Baumwurzeln lag die sehr gut gebaute, sicher noch nicht geöffnete Kiste. Der auffallend große (65:67 cm) und starke (12 cm) Deckstein fand sich 20 cm unter der Oberfläche; Höhe der Kiste 60 cm, 5 Randsteine, innerer Durchmesser 30:36 cm. In der Kiste zeigten sich nur ganz vereinzelt Knochenplitter ohne irgendwelche Urnenreste. Der Durchmesser des ganzen Grabes betrug 4 m.

Hügel 7: In dem ganz flachen Hügel lag der Deckstein 20 cm unter der Oberfläche, mit der gewölbten Seite nach unten; Größe 50:46 cm. Die wohl erhaltene Kiste war 50 cm hoch, Umfang 213 cm, 7 Randsteine, innerer Durchmesser 33 cm, innere lichte Höhe 26 cm. In derselben stand dicht am Südrand eine graue Urne von doppeltkonischer Gestalt: Höhe 18,5 cm, Bodendurchmesser 11,7 cm, größter Durchmesser bei 8 cm Höhe 30 cm, oberer Durchmesser 29 cm. Die ziemlich roh gearbeitete Urne enthielt weiter nichts als Knochenreste. Sie befindet sich im Vereinsmuseum. Die Kiste ist wie die aus Hügel 10 von Herrn Apothekenbesitzer Konrad Bechlin-Salzwebel in seinem Garten aufgestellt.

Hügel 8: In dem niedrigen Hügel waren die Randsteine der Kiste verschoben, der Deckstein verschwunden. Das Grab war demnach schon früher untersucht. Es fanden sich zwischen den Steinen nur einige Knochenplitter und Urnenscherben.

Hügel 9: Die Erhöhung des Hügels über den Erdboden war kaum wahrnehmbar. Durch Entfernung der Moosdecke wurden zunächst die Ringsteine bloßgelegt, die in 50—70 cm Entfernung von einander stehend ein regelmäßiges Oval von 275:320 cm Durchmesser bildeten. Hierbei wurde in diesem Steinring auf der Westseite, 10 cm unter der Oberfläche, ein Deckstein von 40:45 cm aufgefunden. Die darunter befindliche Kiste war von 4 Randsteinen von 37 cm Höhe gebildet; innere lichte Höhe 32,5 cm. Die Urne, welche ganz in der Südostecke der Kiste stand, entsprach in Form und Größe der aus Hügel 10, konnte aber nur in Scherben herausgebracht werden. Außer den Knochenresten fanden sich keine Beigaben. Bei der weiteren Durchforschung des Hügels wurde fast genau in der Mitte noch eine zweite Kiste aufgedeckt, die ebenso gut erhalten war wie die erste. Der Deckstein maß

43 : 60 cm, die Höhe 42 cm, 5 Randsteine, innere lichte Höhe 25 cm. Obgleich diese Kiste sicher noch unberührt war, lag die offenbar schon bei der Beisetzung nicht mehr vollständige Urne schräg auf der Seite ganz am Nordrand der Kiste. Die Scherben, nach denen das weit kleinere Gefäß doch wieder in der Form mit der Urne aus Hügel 10 übereinstimmte, wurden für das Vereinsmuseum gesammelt; Beigaben waren nicht vorhanden. Die Mittelpunktsebene beider Kisten lagen 120 cm von einander entfernt.

Hügel 10: In dem flachen Hügel wurde der Deckstein 20 cm unter der Oberfläche aufgefunden. Die Kiste war sehr wohl erhalten: Höhe 44 cm, Deckstein 60 : 45 cm, Umfang 210 cm, 7 Randsteine, innere lichte Höhe 32 cm; der Grundriß der Kiste war entsprechend den Verhältnissen des Decksteins länglich. Dicht am Westrand stand die wohlerhaltene Urne: Höhe 27,5 cm, Bodendurchmesser 11 cm, größter Durchmesser bei 14,5 cm Höhe 30 cm, Durchmesser am Halsansatz bei 18 cm Höhe 25 cm; der Hals 9,5 cm hoch, konisch; oberer Durchmesser 19,3 cm; unter dem Halsansatz zwei Henkel von 4 cm Länge, 2 cm Breite und 1,5 cm Höhe; Farbe grau; Arbeit ziemlich grob. Der Leichenbrand war reichlich und in ziemlich großen Stücken vorhanden. Beigaben fanden sich nicht. Die Urne befindet sich im Vereinsmuseum.

Hügel 11: Es kamen nur wenig größere Steine zu Tage, und auch die kleineren waren in viel Sand eingebettet. Gefunden wurde nichts.

Hügel 12: Wie bei Hügel 11.

Eine weitere Fortsetzung der Ausgrabungen hat sich bisher nicht ermöglichen lassen. Trotz der Abwesenheit von Beigaben läßt sich jedoch auch schon jetzt nach der Anlage der Grabstätten und den Urnenfunden das Gräberfeld der Hallstadter Periode (etwa 800—400 v. Chr.) zuweisen.

II. Laubenberg bei Neuhoß.

An dem Wege, der von dem Hegebusch nach dem Vorwerk Neuhoß führt, liegt etwa in der Mitte seiner Länge eine flache Bodenschwelle, die von den Arbeitern als der „Löbberg“ bezeichnet wurde. In dieselbe ist vom Wege aus nach Süden eine kleine Riesgrube eingeschnitten, aus der auch für den Forstbezirk Ferchau bisweilen Kies entnommen wird. Während der Ausgrabungen im Hegebusch erzählten nun die Arbeiter, daß sie beim Riesgraben an dieser Stelle einmal ein vollständiges Skelet und dann noch häufig Menschenknochen,

darunter auch einen wohl erhaltenen Schädel gefunden hätten; etwa 3—4 m von dem Skelet und 50 cm tief seien auch 2 Urnen ausgegraben; dieselben seien schwarz und ziemlich fest gewesen, 20—25 cm hoch und reichverziert, und zwar zwischen etwa 1 cm von einander entfernten, sich regelmäßig kreuzenden Linien mit etwas schräg wie mit einem Strohalm eingedrückten Vertiefungen, deren Rand nach der einen Seite aufgebogen gewesen sei, so daß scharfe ziemlich hohe Höcker entstanden seien; die Urnen seien heil herausgekommen, aber als wertlos nicht weiter beachtet und zerstört.

Da bei der oberflächlichen Besichtigung dieser Fundstätte am 2. August 1892 in der Riesgrube auch eine Anzahl von kleinen grauen, aber völlig unverzierten Scherben gesammelt wurde, wurde mit Erlaubnis des Herrn Amtmanns Zimmermann in Dambeck am 5. April 1893 von Herrn Konservator Krause und mir eine genauere Untersuchung mit zwei Arbeitern veranstaltet. Die einen halben Tag lang fortgesetzte Arbeit ergab aber nicht das geringste Resultat. Dagegen fand Herr Krause bei der Durchwanderung der angrenzenden Brachfelder eine kleine graue Steinart, die aus einer größeren im Schaftloch durchgebrochenen durch abermalige Durchbohrung hergestellt war. Dieselbe befindet sich im Berliner Museum. Für unser Vereinsmuseum schenkte gleichzeitig der Hofmeister des Vorwerks Neuhoß ein sehr schön gearbeitetes und poliertes Beil aus grauem Feuerstein, das vor einiger Zeit beim Riesabfahren in der Grube am Laubenberg gefunden war: Länge 14,2 cm, Breite an der etwas gekrümmten Schneide 5,9 cm, Breite am Bahnende 2,9 cm, Dicke 1,6 cm.

III. Biecke.

Am Mittag des 5. April 1894 wurden die Arbeiten auf der Feldmark Biecke fortgesetzt. Dort hatte der beim Biecker Krug an der Salzwedel-Rohrberger Chaussee angesiedelte Maurer Müller beim Rigolen eines neu erworbenen Landstücks einige Urnen aufgedeckt, von denen zwei erhalten waren und erworben wurden. Beide waren topfförmig. Die eine unverzierte kam in das Berliner Museum, die andere in unser Vereinsmuseum. Sie besitzt eine Höhe von 24 cm mit scharf nach außen gebogenem Rande; oberer Durchmesser 18,5 cm, größter Durchmesser bei 15 cm Höhe 20 cm, Bodendurchmesser 10 cm; Farbe dunkelgrau. Der zierlich gebogene Doppelhenkel, der 3,7 cm unter dem oberen Rande sitzt, ist 6 cm lang, 1,5—1,8 cm breit und 2,5 cm hoch. Verziert

ist die Urne in der Weise, daß sie in drei durch glatte senkrechte Streifen von 3,5 cm Breite getrennten Feldern in roher Weise schachbrettartig geteilt und ein Teil der so gebildeten Vierecke mit senkrechter oder wagerechter Strichelung versehen ist, ohne daß jedoch regelmäßige Abwechslung beachtet ist. Auf dieser Urne lagen auch die Reste von einem als Deckel benutzten Gefäß, die zusammengesetzt und ergänzt eine zierliche Schale von 10 cm Höhe, 21 cm oberen und 5,5 cm Boden-Durchmesser ohne irgend eine Verzierung ergaben. Der Inhalt bestand nur aus geringen Knochenresten ohne eine Beigabe.

Da Herr Müller bereitwilligst weitere Nachforschungen auf seinem Lande gestattete und selbst an der Arbeit sich beteiligen wollte, begaben wir uns an die Fundstätte. Diese liegt an der Südseite des Weges, der kurz vor Nummerstein 8,9 von der Salzwedel-Rohrberger Chaussee rechts abbiegt, und zwar 360 m von der Chaussee entfernt. Hier tritt das Ende eines von Südost nach Nordwest verlaufenden niedrigen Höhenzuges in einem flachen Hügel an den Weg heran. Die Oberfläche des Hügels ist noch nicht urbar gemacht und nur mit Heidekraut und einigen kleinen Kiefernbüschen bestanden. Die beiden oben erwähnten Urnen wurden beim Rigolen am Ostrand gefunden. Hier wurde auch zunächst weitergearbeitet, doch ohne Resultat.

Inzwischen war Herr Krause auf einige größere Steine in der Mitte des Hügels aufmerksam geworden und ließ nun an dieser Stelle graben. Hierbei wurde in 1 m Tiefe ein Skelet gefunden. Da aber die vorgeschrittene Zeit die Beendigung der Untersuchung unmöglich machte, wurde diese am 26. April 1893 wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Es ergab sich, daß auf dem Hügel in einer 1 m tiefen, mit Randsteinen ausgelegten Grube ein großer, 4,60 : 2,20 m messender, regelloser Steinhäufen errichtet war, unter welchem, von flacheren Steinen bedeckt, zwei Leichen beigelegt waren. Das zuerst aufgefundene Skelet, von dem nur Teile der Beckenknochen und ein Schenkelknochen noch leidlich erhalten waren, lag mit dem Kopf nach Südsüdwesten, links neben ihm eine eiserne Schnalle mit Emailverzierung, ein eisernes Messer und 2 Messingsporen ohne eisernen Dorn. Östlich von diesem fand sich noch ein zweites, ebenso stark verwestes Skelet, dessen Kopf etwa in der Brusthöhe des ersten lag; Beigaben zeigten sich hier nicht. Aus den Funden ergab sich, daß diese Grabanlage der späteren römischen Kaiserzeit angehörte. Die Fundstücke befinden sich in dem Berliner Museum.

Die Fortsetzung der Ausgrabung an der Südostseite des Hügels förderte nach kurzer Zeit wieder 2 Urnen zu Tage. Die erste war mit einem Deckstein belegt, der sie zerdrückt hatte. Sie zeigte zwei große Henkel ohne sonstige Verzierung und enthielt Leichenbrand in sehr großen Stücken. Farbe grau. Die zweite war rotbraun, ganz schlicht und von roher Arbeit. In Verbindung mit den schon früher gefundenen Urnen ermöglichen sie die Altersbestimmung und die Zuweisung zur La Tène-Periode (etwa 400 v. Chr. — 100 n. Chr.).

Um 4 Uhr nachmittags wurde die Arbeit an dieser Stelle abgebrochen, um noch einen Versuch in der Sandgrube der Gemeinde Biege, 300 m östlich der Chaussee, zu machen. Dieselbe befindet sich am Westrand eines breiten niedrigen Hügels. Hier hatte bereits am 5. April Herr stud. med. Reinecke-Berlin einzelne Scherben gefunden; auch war ermittelt worden, daß vor einigen Jahren der Herr Ortsvorsteher Gäbke beim Sandfahren dort eine wohlerhaltene Urne aufgedeckt und mitgenommen habe; leider war sie inzwischen von den Kindern beim Spielen zerstört worden. Sogleich nach den ersten Spatenstichen trat eine sauber gebaute Steinkiste, viereckig mit Grund- und Deckstein, zu Tage. Sie war ganz von einer dünnen Schicht Branderde umgeben und auch damit gefüllt. Auf dem Deckstein lag am Südwestrand die Hälfte eines kleinen, etwa 10 cm hohen Kruges halb umgestülpt. In der Kiste stand eine wohlerhaltene Urne von etwa 25 cm Höhe, mit einigen Verzierungen. Form ein starkbauchiger Krug. Ein zweites Grab wurde 1½ m nördlich am Rande der Grube ebenfalls nach einigen Spatenstichen bloßgelegt. In einem flachen, gegen Westen geneigten Stein war die mit Knochenresten gemischte Branderde aufgeschüttet und mit der Hälfte einer großen, rauhen Urne überdeckt. Im Südwesten lag auf der Branderde außerdem ein halb umgestülptes kleines Beigabefäß, wohl erhalten, von der Form einer Tasse mit kleinem Henkel, auch Knochenreste enthaltend. Ein etwas höheres, dem Beigabefäße des ersten Grabes ähnliches Gefäß lehnte an dem Branderdehaufen an der Nordseite. Weiter konnte wegen der späten Zeit nicht nachgeforscht werden, doch genügten die Funde, um diese Grabanlagen als der Hallstadter Zeit zugehörig zu bestimmen. Derselben Zeit wird auch ein Steinkistengrab angehört haben, das nach Aussage der Arbeiter dicht an der Chaussee wenig nördlich von dem Nummerstein 8,9 vor längeren Jahren aufgefunden und zerstört ist. Wahrscheinlich gehörten hellgraue unverzierte Scherben, die wir an der

bezeichneten Stelle im Chauffeegraben auflesen, diejem Grabe an.
— Sämtliche Fundstücke sind in das Museum in Berlin gebracht.

Am 8. Dezember 1893 wurde abermals unter des Herrn Apothekenbesizers Konrad Zechlin und meiner Aufsicht an dem Hügel des Herrn Maurers Müller gegraben. Diesmal wurde an der Nordseite vom Wege her angelegt. Zunächst zeigte sich überall unter einer Krume von 30 cm unberührter Sand. Endlich in 10 m Entfernung vom Wege stießen wir auf gestörte Schichtung. Hier fand sich in einer Grube von 2 m Länge und 40 cm Breite und in einer Tiefe von 82 cm ein Skelet in westöstlicher Lage. Dasselbe war fast vollständig vergangen, doch ermöglichten größere Bruchstücke von den Schädel-, Becken- und Schenkelknochen die Feststellung der Lage. Beigaben wurden nicht gefunden; neben den Beckenknochen stand auf der Nordseite ein flacher Stein von 60 cm Höhe und 30 cm Breite aufrecht. Am folgenden Tage wurde mehr von Nordosten her angegriffen, aber nichts gefunden, da in einigen trichterförmigen, mit dunklerer Erde gefüllten Vertiefungen nichts enthalten war. Erst ganz gegen Abend wurde nahe bei dem im April geöffneten Grabe der Anfang einer Steinsetzung aufgedeckt. Die nähere Untersuchung wurde auf den 11. Dezember verschoben. Die Steinsetzung erwies sich hier als ein aus 30—40 cm großen Steinen gebildetes Rechteck von 40 cm innerer Breite und 1,80 m Länge und lag in einer Tiefe von 80 cm in westöstlicher Richtung, war aber vollständig leer. Dann wurden die zwischen diejem Rechteck und dem am 8. Dezember geöffneten Skeletgrabe stehenden geliebten Erdmassen von 6,20 m Breite fortgeräumt und genau in der Mitte zwischen beiden ein zweites Skeletgrab von denselben Verhältnissen, aber in einer Tiefe von 95 cm aufgedeckt. Auch dieses war fast völlig aufgelöst; die geschwärzte Erde und einige Schädelreste zeigten aber, daß die Leiche gleichfalls in westöstlicher Richtung bestattet war. Nahe am Kopf fanden sich einige kleine Urnenscherben, die einem großen, ziemlich starkwandigen, bauchigen Gefäß von dunkelgrauer Farbe angehört haben, und ein halber eiserner Ring von 30 cm Durchmesser und 5 cm Stärke, jedenfalls Teil einer Schnalle, zu deren Zunge ein Stück geraden Eisens von 21 cm Länge, das dabei lag, gehört zu haben scheint. Sämtliche bisher aufgedeckten Skeletgräber liegen mit der leeren Steinsetzung in einer nord-südlich gerichteten Linie.

Wegen der eintretenden schlechten Witterung wurden die Arbeiten am Abend des 11. Dezembers vorläufig abgeschlossen.

IV. Wöpel.

Die auf den 4. und 5. Juli 1891 angelegte Exkursion des Berliner Vereins für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte sollte mit einer Ausgrabung verbunden werden. Da hierzu ein möglichst nahe an dem Wege des Ausflugs gelegenes Grabfeld gewählt werden mußte, richtete sich die Aufmerksamkeit des hiesigen Komitees auf die schon von früher her bekannten Hügelgräber auf dem Leezer Berg. Dieser erhebt sich als ein schmaler von Nordosten nach Südwesten gerichteter Höhenzug etwas westlich von der Salzwedel-Rohrberger Chauffee ziemlich steil zu einer Höhe von 73 m, 10 km südsüdwestlich von Salzwedel. Zur näheren Untersuchung begaben Herr Apothekenbesizer Zechlin und ich uns im Juni 1891 an Ort und Stelle. Das Gräberfeld liegt etwas nördlich von dem höchsten Punkt auf dem Höhenrücken selbst und ist mit Kiefern besanden. Es gehört bereits zur Feldmark Wöpel; der Besitzer Herr Adergutsbesitzer Koloff gab auf das freundlichste die Erlaubnis zu der Ausgrabung. Die flachen Hügel zeigten fast sämtlich schon Spuren früherer Öffnung. Sie bestehen aus Kiesaufschüttungen, die in ihrer Mitte etwa 40—50 cm tief die Urne bergen, umgeben und überdeckt mit einer Packung meist kleinerer Steine. Unter dem Beistand des Herrn Lehrers Schulz aus Leeze öffneten wir einen ganz niedrigen Hügel und fanden alsbald in demselben eine Urne mit Leichenbrand. Das von den Steinen zerdrückte Gefäß ließ sich wiederherstellen und steht jetzt im Vereinsmuseum. Es hat Terrinenform: Höhe 13 cm, oberer Durchmesser 19,7 cm, größter Durchmesser bei 5 cm Höhe 21 cm, Bodendurchmesser 8,5 cm; Farbe braun mit helleren Flecken. 4,5 cm unter dem Rande wird durch 5 und 3 Parallellinien ein Band von 1 cm Breite eingeschlossen, das mit dichter linkschräger Strichelung, durch welche wieder in dreifacher Weite rechtschräge Striche gezogen sind, geschmückt ist. Unterhalb dieser Verzierung laufen noch Gruppen von einmal drei und einmal zwei Parallellinien um die Urne. Beigaben fehlten.

Bei der Exkursion am 5. Juli 1894 wurde etwa eine Stunde lang gegraben; mehrere Hügel wurden gleichzeitig in Angriff genommen. Nur in einem derselben wurde eine etwas defekte Urne von ähnlicher Form gefunden, die in das Berliner Museum gebracht ist. Auch hier fehlten Beigaben. Das Gräberfeld wird der Zeit zwischen 100 und 500 n. Chr. angehören.

V. Seeke.

Von dem Seeper Berg zieht sich eine niedrige Bodenschwelle nach Westsüdwest, über welche die Landstraße von Seeke nach Wallstame führt. Einige 100 Meter von dem ersteren Dorfe entfernt liegt rechts von dieser Straße auf dem Rücken des Höhenzuges ein Feld, das zur Anlage von Gruben zur Kartoffelüberwinterung benutzt wird. Als hier in den ersten Tagen des Oktobers 1893 der Watersbruder des Besitzers, Joachim Kockohl, mit dem Ausheben einer neuen Grube beschäftigt war, stieß er auf drei größere Steine (30–40 cm lang und 20 cm dick), die in westöstlicher Richtung etwa je 60 cm von einander entfernt waren. An dem östlichsten Stein zerstach er mit dem Spaten einen Topf und in demselben einen lederen Beutel, der mit Silbermünzen gefüllt war. Er sammelte dieselben und nahm auch die Topfscherben heraus. Am zweiten Stein lag ein Schädel, von dem ein Teil der Schädeldecke erhalten blieb.

Diese Beschreibung gab der Finder Herrn Apothekenbesitzer Zechlin und mir, als wir am 11. Oktober den Fundort besichtigten. Hier konnten wir noch einige Scherben und Knochenstücke auflesen. Es ergab sich, daß nicht ein, sondern zwei Gefäße vorhanden gewesen waren, ein größerer roter Topf und ein kleineres schwärzliches Gefäß mit kugeligem Bauch. Beide wurden unserem Vereinsmuseum geschenkt, letzteres auch wiederhergestellt: Höhe 11 cm, oberer Durchmesser 10 cm, größter Durchmesser bei 4,5 cm Höhe 13 cm; der Boden ist nicht besonders abgesetzt und gerundet; Höhe des senkrechten Halses 1,5 cm; Arbeit wie bei dem größeren Topf ganz roh. Von dem Beutel ist nur die untere Hälfte erhalten und mit der Mehrzahl der Münzen (gegen 250 Stück) ins Berliner Museum gekommen. Die Münzen gehören dem 10. Jahrhundert (Otto I. und Adelheid) an.

VI. Büggen.

Am 28. August 1893 erhielten wir von Herrn Ackergrutsbesitzer Dammert in Büggen größere Bruchstücke von zwei Urnen zum Geschenk, die beim Pflügen auf der Anhöhe gefunden waren, welche sich links von der Salzwedel-Rohrberger Chaussee dicht vor dem Dorfe erhebt. Bei der Besichtigung der Fundstelle, welche ich mit den Herren Zechlin und Fabrikant Michaelis am 30. August vornahm, stellte sich alsbald heraus, daß wir es mit ebenderjelden Stelle zu thun hatten, von welcher bereits Rektor Danneil Bruchstücke verschiedener Urnen

sowie eine Kupfermünze der Faustina erhalten hatte. Bei der freien, erhöhten Lage des Platzes ist seit seiner Bestellung mit Ackerfrüchten durch den Wind so viel abgetragen, daß die Urnen fast sämtlich schon durch den Pflug zerstört sind. Auf einem frischgepflügten Felde lagen an 10 Stellen Scherben von erst jetzt an die Oberfläche gebrachten Gefäßen, sehr mannigfaltig und in schönen Mustern verziert. Eine Nachgrabung lieferte uns noch drei Urnen, die zwar sehr zerbrochen und defekt waren, von denen aber doch zwei wieder vollständig hergestellt werden konnten. Die eine davon hat doppelkonische Gestalt: Höhe 16 cm, oberer Durchmesser 22 cm, größter Durchmesser bei 11 cm Höhe 23,5 cm, Bodendurchmesser 12,4 cm; Farbe graubraun. Der wenig eingezogene Hals ist ganz glatt. Dicht unter der Umbruchstelle verläuft eine Linie rings herum, von der aus nach dem Boden zu durch senkrechte Striche 18 Felder gebildet sind, die in unregelmäßiger Folge durch schräge Strichelung oder durch ein oder zwei Reihen von runden Vertiefungen ausgefüllt sind. Zur Verfertigung derselben ist ein Stempel benutzt, dessen Rand gezähnt und dessen innere Fläche bis auf einen spitzwinkeligen Sektor ein wenig vertieft ist; Durchmesser 1 cm. Sämtliche Striche sind durch eingestochene Punkte verziert. Von ebenderjelden doppelkonischen Form sind auch die oben erwähnten Bruchstücke; sie zeigen einen größten Durchmesser von 30 (bzw. 27) cm bei einer Höhe von 17 (15,5) cm und einem Bodendurchmesser von 11,5 (12,5) cm. Das erstere ist rotbraun und am Bauch mit einem durch einen 8zinkigen Kamm gezogenen Linienornament verziert; die andere, von mehr gelblicher Farbe mit großen schwärzlichen Flecken, weist ein ähnliches Ornament von 3 und mehr Parallellinien auf. Auch die Scherben der dritten am 30. August gefundenen Urne deuten auf dieselbe Form; hier ist der Bauch mit enger senkrechter Strichelung versehen. Ebenfalls doppelkonisch, aber in der Form ganz abweichend und kleiner ist das zweite wiederhergestellte Gefäß vom 30. August: Höhe 9 cm, oberer Durchmesser 15 cm, größter Durchmesser bei 5 1/2 cm Höhe 17 cm, Bodendurchmesser 7 cm; Farbe rotbraun; der obere Rand stark nach außen gebogen; ganz unverziert. Auf den sonst gesammelten Scherben finden sich als Verzierungen Striche und Kreise, Mäander mit einem Rädchen mit vier und mit drei Zahnreihen hergestellt, Warzenverzierungen und andere. Beigaben wurden bis auf ein größeres Stück eines Kammes nicht gefunden. Nach Aussage des Besitzers hat sein Vater auf diesem Felde früher auch

eine Steinart mit Schaftloch ausgepflügt; vorhanden ist sie nicht mehr. Das Gräberfeld gehört der römischen Kaiserzeit (100—300 n. Chr.) an.

VII. Groß-Chüden.

5 km westlich von Salzwedel liegt das Dorf Groß-Chüden. Hier fanden im Frühjahr 1892 Arbeiter, die Steine für einen Chausseebau suchten, auf einem dem Herrn Ortsvorsteher Reckling gehörenden Holzplan auf einer Fläche von etwa 100 qm 30, nach anderer Angabe sogar gegen 60 Urnen. Am 11. April begaben wir uns daher an Ort und Stelle. Das Urnenfeld liegt etwa 600 m nordöstlich vom Dorf links von dem Wege, welcher nach Zeebel führt, am Südwestabhang einer ganz flachen Bodenerhebung. Der Boden besteht unter der Humusdecke aus feinerem Kies, in welchen einzelne größere Steine eingebettet sind; beide werden jedoch in etwa 20 cm Tiefe durch eine aus sehr grobem Kies gebildete eisenschüffige und sehr feste Schicht von 10 cm Dicke von einander getrennt. Die Urnen stehen unregelmäßig zerstreut, wenn sich auch auf einem Teile des Feldes eine gewisse Anordnung nach der Quincunx-Stellung erkennen ließ, und 20—50 cm unter der Oberfläche ohne irgendwelche Steinsetzung; nur Decksteine wurden öfter beobachtet. Die meisten sind schon in der Erde zerbrochen, viele auch durch den Pflug getroffen, so daß nur wenige unverletzt geborgen werden konnten.

Schon vor längerer Zeit soll dicht am Wege beim Kiesgraben eine Steinkiste mit Urne gefunden sein. Ebenso erzählten die Leute von der Auffindung eines Brandplatzes mit starker Aschenschicht in der Nähe des etwas weiter nordöstlich gelegenen, vor ungefähr 25 Jahren zu Fundamenten abgefahrenen Hünengrabes; ein solches Hünengrab ist von Danneil nicht verzeichnet. Die von den Steinsuchern im Frühjahr 1892 aufgedeckten Urnen waren bis auf zwei ziemlich vollständig erhaltene, welche wir von dem Herrn Pastor Philipp und dem Herrn Ortsvorsteher Reckling für unser Museum geschenkt erhielten, sämtlich zerstört. Auf dem Fundplatze lagen noch viele Scherben herum, unter denen wir zwischen den Knochenresten einige Bruchstücke von eisernen Fibeln auflesen konnten. In der Form stimmten sie fast sämtlich überein; dieselbe ist doppeltkonisch, mit sehr schmalem Fuß, stark nach innen gebogenem unterem Teil und scharf abgesetztem, meist senkrechtem und niedrigem Rand. Die Farbe wechselt von dunkelgrau bis schwarz. Die Verzierung, die meistens nur

auf dem oberen Teile sich findet, ist ganz einfach aus Linien und Punkten zusammengesetzt; fast jede Urne zeigt ein bis zwei zierliche, mehrfach auch schön verzierte Henkel. Wenige Scherben waren lehmgrau oder rotbraun und rau und deuteten auf eine abweichende, nicht mehr festzustellende Gestalt. Von Herrn Ortsvorsteher Reckling wurden unserem Museum auch ein kurzer eiserner Nagel und die Reste eines eisernen Kessels mit bronzemem Boden, welche zwischen den Urnen liegend gefunden waren, überwiesen. Dieser Kessel entspricht völlig dem von Ranke, der Mensch, auf der Tafel zur La Tène-Periode abgebildeten; erhalten ist der obere Rand, der, etwas verbogen, einen Durchmesser von 30—36 cm hat, mit Resten der Kesselwandungen, die beiden großen eisernen Handhaben, ringförmig mit 10 cm Durchmesser und einer Stärke von 13 cm, an welchen auch noch die eisernen Tüllen, in welchen sie sich bewegten, vorhanden sind, endlich eine größere Menge Bronzeblech. Die Arbeiter hatten außerdem von einem eisernen Beil und einer gleichfalls eisernen Lanzenspitze berichtet, die sie gefunden, aber wieder hineingeworfen hätten. Die letztere wurde auch am 6. April 1893 von dem Herrn stud. med. Reinecke-Berlin wieder entdeckt und in das Berliner Museum gebracht. Sie war etwa 25 cm lang und sehr schmal.

Am 11. April 1892 untersuchten wir nur noch eine kleine Fläche von nicht ganz 3 qm. Hierbei wurden 7 Urnen bloßgelegt; dieselben standen 20 cm tief und waren meist mit einem flachen Stein überdeckt. Hierdurch und durch die Baumwurzeln waren die meisten schon in der Erde zerdrückt; einige standen auch schief, als wären sie von der Pflugchar getroffen. 6 zeigten die schon oben angegebene Form und waren von fast gleicher Größe: Höhe 16,5 cm, oberer Durchmesser 21,25 cm, größter Durchmesser bei 11 cm Höhe 25,5 cm, Bodendurchmesser 8 cm, Höhe des Randes 1,5 cm; ein Henkel; Farbe glänzend schwarz. Die siebente war wohl erhalten; nur der Henkel ist verloren und der Boden durch Baumwurzeln abgesprengt. Diese Urne zeigt in ihrem unteren Teil die gewöhnliche Form, doch ist der Rand der übrigen Urnen hier nur als ein scharfkantiger ringsherumlaufender Wulst gebildet, aus dem sich noch ein besonderer konischer Hals erhebt: Höhe 22,5 cm, oberer Durchmesser 12,3 cm, Durchmesser am Wulst in 16,5 cm Höhe 17 cm, größter Durchmesser in 13,5 cm Höhe 22,5 cm, Bodendurchmesser 10,2 cm; der große Henkel am Halse, 1 cm unter dem Rand, 4,8 cm lang; Farbe glänzend schwarz; Verzierung ganz schwache Zickzacklinien auf

dem oberen Teile. In drei von den Urnen fanden sich unter den Knochenresten zerbrochene, aber vollständige eiserne Fibeln vom jüngeren La Tène-Typus; in einer auch zwei Stückchen Räucherharz. — Bei einer Nachgrabung, welche drei junge Leute am 13. April auf derselben Stelle vornahmen, wurde auf einer viel größeren Bodenfläche nur eine einzige schwarze Urne von der gewöhnlichen Form aufgedeckt. Sie war völlig zerbrochen und enthielt nur Leichenbrand.

Am 1. August 1892 wurden die Grabungen durch Herrn Konservator Krause und mich an der Westecke des bereits durchsuchten Gebietes fortgesetzt. Auf einer Fläche von ungefähr 15 qm wurden 24 Urnen gehoben, von denen nur eine durch den breiteren Boden von der gewöhnlichen Form sich unterschied. Vier ganz zerdrückte Urnen ergaben außer den Knochenresten bei der sofortigen Untersuchung nur eine eiserne Fibel von der Art der vorhin erwähnten. Nur eine einzige Urne war ganz unverletzt, alle übrigen mehr oder weniger beschädigt; sie sind sämtlich in das Berliner Museum gekommen. Zweimal standen Urnen in oder über einander. Die Tiefe unter der Oberfläche betrug 20–40 cm; nur eine Urne fand sich kaum 10 cm tief, zeigte aber trotzdem völlig unverletzten Rand.

Eine weitere Ausgrabung veranstaltete ich für das Vereinsmuseum am 3. Oktober 1892 mit zwei Arbeitern an der Nordwestseite des Feldes. Hierbei wurden im ganzen 39 Urnen bloßgelegt. Die Verhältnisse entsprachen den bisherigen Beobachtungen, nur ließ sich hier die schon oben berührte unregelmäßige Quincunxstellung beobachten; die Entfernung der einzelnen Urnen von einander schwankte dabei von 70 bis 140 cm. Decksteine fehlten fast ganz. Die meisten Urnen zeigten wieder die gewöhnliche Form, einige aber hatten mehr birnförmige Gestalt und etwas braunrötliche Färbung. Ganz wohl erhalten waren nur zwei; von ihnen weicht die eine von der Hauptform durch die Rundung des Bauches ab: Höhe 18 cm, oberer Durchmesser 13:14,3 cm (oval), größter Durchmesser bei 10,5 cm Höhe 20 cm, Bodendurchmesser 8 cm; Rand scharf nach außen biegend, 2 cm hoch; vom oberen Rand ausgehend ein 3 cm breiter, 7 cm langer Henkel, der 3,2 cm hoch ist; Farbe dunkelgrau; unverziert. Als Beigaben fanden sich im ganzen 7 Fibeln, ein 13 cm langer Nagel und vier Ringe, sämtlich von Eisen.

Bei einer zweiten Ausgrabung, welche Herr Konservator Krause am 6. April 1893 für das Berliner Museum veran-

staltete, wurden an der Westecke des Feldes noch 17 Urnen gefunden. Wir stießen dann an einen großen Stein, hinter welchem trotz längeren Grabens (auch am 30. Juli 1894) nichts mehr gefunden wurde. Von den 17 Urnen ist eine in das Vereinsmuseum gekommen: Gestalt birnförmig; Höhe 15 cm, oberer Durchmesser 17 cm, größter Durchmesser bei 10 cm Höhe 20 cm, Bodendurchmesser 7,3 cm; Rand 1,3 cm hoch; Henkel nicht nachweisbar; Farbe dunkelgrau; der ganze untere Teil ist künstlich gerauht, sonst ohne Verzierung.

Auch weiter nordwestlich stießen wir bei der letzten Ausgrabung am 30. Juli 1894, nachdem wir noch 4 stark zerdrückte Urnen von der gewöhnlichen Form aufgedeckt hatten, in deren einer eine zweite rotbraune ziemlich wohl erhaltene von birnförmiger Gestalt stand (Inhalt Bruchstücke einer eisernen Fibel), auf zwei große Steine, die ganz in schwarzer Erde (an der Ostseite 80 cm tief) lagen. Der westlichere befand sich nur 7 cm tief und war mit seiner flachen oberen Seite genau wagerecht gelegt; Größe etwa 50:85 cm. Zwischen den beiden Steinen stand in 40 cm Tiefe eine stark zerbrochene Urne der gewöhnlichen Form. Senkrecht steckte in ihr eine eiserne Lanzenspitze: Länge 102 cm, Tüllenlänge 39 cm, Schneidenbreite 24 cm, Tüllenbreite am Schneidenansatz 17 cm, untere Breite 22,5 cm; außerdem fand sich eine weiße Glasperle in zwei Stücken, sonst wohl erhalten: Durchmesser 2,4:2,7 cm, Dicke 0,75 cm; endlich Bruchstücke einer eisernen Fibel. Westlich von den Steinen wurde auch hier nichts mehr gefunden, so daß wohl der Rand des Feldes erreicht ist. Nach Norden zu wurden dagegen noch 8 Urnen gehoben, die aber meist stark zerdrückt waren. Die eine davon zeigt wieder birnförmige Gestalt, graubraune Färbung und künstliche Rauhung. An Beigaben lieferten sie noch zwei eiserne Fibeln.

Im ganzen wurden bisher auf dem Gräberfelde, ohne Anrechnung der von den Steinuchern zerstörten, 104 Urnen gefunden. Von Bronze hat sich dabei außer dem Kessel keine Spur gezeigt.

Das Feld gehört der jüngeren La Tène-Zeit (um Christi Geburt) an.

VIII. Thüritz.

Bei Thüritz (19 km südöstlich von Salzwedel) liegt 1,3 km westlich vom Dorf auf einem zur Pfarre gehörenden Tannenplan eine Gruppe von flachen Hügelgräbern aus der Hallstadter Periode, von denen viele schon vom Rektor Danneil,

andere von Herrn Oberprediger Müller-Galbe geöffnet sind. Gänzlich unberührte Hügel sind nicht mehr vorhanden; neben denselben liegende Urnenscherben weisen meist schon auf die geschehene Ausbeutung hin.

Am 13. Oktober 1893 machten wir hier mit freundlicher Unterstützung des Herrn Pastors Wiedfeldt zunächst einen Versuch an einem niedrigen in der Mitte gelegenen Hügel. An seiner Ostseite wurde in ganz geringer Tiefe ein 1 m im Durchmesser haltendes rundes Steinpflaster aus mittelgroßen Steinen aufgedeckt; es lag in reinem Sand, ohne irgend eine Spur von Branderde; auch beim Tiefergraben ergab sich nur reiner Sand. Aus solchem mit sehr wenig Steinen bestand auch der Hügel selbst; irgendwelche Funde wurden nicht gemacht.

Wir nahmen nunmehr einen Hügel an der Nordostseite des Feldes in Angriff, der an der Nord- und Westseite schon angegraben schien. Bei einer Höhe von 70 cm hatte er von West nach Ost 7 m, von Nord nach Süd 3,5 m Durchmesser. Es wurde im Westen angefangen. Von einer Randsteinsetzung fand sich nichts. Bald zeigte sich wieder in reinem Sande ohne Brandspuren ein rundes Steinpflaster aus etwas größeren Steinen und von 1,5 m Durchmesser, gleichfalls ohne irgend einen Fundgegenstand. Nach kurzem Zwischenraum begann eine regellose Steinpackung aus großen und kleineren Steinen. Sie war noch nicht berührt, trotzdem fanden sich an verschiedenen Stellen mannigfaltige Urnenscherben dazwischen. Endlich kam ziemlich genau in der Mitte des Hügels ungefähr 30 cm unter der Oberfläche eine sehr sorgfältig gebaute Steinkiste, doch ohne Deckstein, zu Tage. Außen an ihrer Westseite lag dicht daran eine völlig zerstörte Urne, umgekehrt über einen großen eiförmigen Stein (25:17 cm) gestülpt, ohne Beigaben. Die Kiste selbst bestand aus 6 Randsteinen und einem großen flachen fünfeckigen Grundstein, sehr solid gebaut und noch in nichts verschoben: innere lichte Höhe 39 cm, lichter Durchmesser 40:45 cm. Sie war mit reinem Sand ohne Brandspuren gefüllt. Erst an der Nordseite kam eine rötliche flache Schale mit großem Henkel zu Tage, die, nur zu zwei Dritteln vorhanden, auf der Grundplatte auf der abgebrochenen Seite stehend mit dem Boden an den nördlichen Randstein sich lehnte: Höhe 7,75 cm, oberer Durchmesser 25,5 cm, Bodendurchmesser 10 cm, Boden etwas abgesetzt; Henkel am oberen Rande beginnend, 3,5 cm lang, 2 cm breit, 1,7 cm hoch; roh gearbeitet, ohne Verzierung. Nach Entfernung der Kiste wurde unter ihr tiefer gegraben. Zuerst

kam eine Schicht reinen Sandes, dann Branderde, endlich, 25 cm unter dem Grundstein und etwas westlich von ihm, ein größerer Stein, flach liegend, mit starken Brandspuren und ganz umgeben von einer 15 cm starken Branderschicht, in der sich noch reichliche Kohlenstückchen fanden. Darunter war wieder reiner Sand.

Hierbei wurde 60 cm nordwestlich von der Kiste und in gleicher Tiefe mit ihr ein großer flacher nach Norden geneigter Stein bloßgelegt, auf welchem zwei kannenförmige Urnen standen, eine größere und 2 cm südöstlich davon eine etwas kleinere. Sie waren nur von kleineren unregelmäßig aufgeschichteten Steinen umgeben, von denen einer sich mit scharfer Kante in den Rand des größeren Gefäßes eingedrückt hatte. Beide Urnen enthielten nur Sand, aber am Boden der größeren begann ein nach Norden 30 cm weit sich erstreckender Streifen von stark mit Sand vermishtem Leichenbrand. Die größere Urne hat eine Höhe von 16,5 cm; oberer Durchmesser 11,5 cm; Hals, etwas konisch, 6 cm; größter Durchmesser bei 7,5 cm Höhe 17 cm, Bodendurchmesser 10 cm; zwei kleine Henkel, 3,8 cm unter dem Rande, 4 cm lang, 1,7 cm breit, 1,4 cm hoch; auf der oberen Bauchseite 4 ganz flache breite Furchen; am Hals ganz unten am Ansatz 4 scharf eingedrückte Parallellinien, die an den Henkeln unterbrochen sind; Farbe rotgelblich. Höhe des kleineren Gefäßes 12 cm; Hals, fast senkrecht mit ausbiegendem Rand, 5 cm; oberer Durchmesser 10,7 cm; größter Durchmesser bei 3,5 cm Höhe 14 cm; Bodendurchmesser 3,5 cm; ein Henkel, am Rande beginnend, 4,5 cm lang, 2 cm breit, 2,5 cm hoch; auf der oberen Bauchseite flache breite Schrägrechts-Furchung; Farbe dunkel- bis schwarzgrau. Die drei wiederhergestellten Gefäße und die Scherben sind unserer Vereinsammlung einverleibt.

IX. Lubbom.

Für den Bau der Salzwedel-Lübchower Eisenbahn wurden in den Jahren 1891 und 1892 aus einem Riesberge dicht östlich bei dem Dorfe Lubbom, das 6 km nördlich von Salzwedel bereits jenseits der Grenze der Provinz Hannover liegt, größere Mengen Kies entnommen. Hierbei zeigte es sich, daß auf der Fläche unregelmäßig verstreut Gruben von durchschnittlich 1,5 m Tiefe und Durchmesser vorhanden waren, die vollständig mit schwarzer Branderde angefüllt waren. Herr Lehrer Benseler gab uns alsbald davon Nachricht und übernahm, nachdem eine Besichtigung unsererseits stattgefunden

hatte, auch freundlichst die Überwachung der weiteren Ausbeutung. Manche von den Gruben enthielten nichts als die Branderde; andere waren dagegen fast vollständig mit Tierknochen und Urnenscherben gefüllt. Die letzteren gehörten nach Technik und Verzierung den verschiedensten Perioden an, ohne daß sich eine bestimmte Schichtung nachweisen ließ. Viele wiesen auf die römische Kaiserzeit hin, andere waren offenbar älter; daneben aber wurden auch einige sicher wendische Scherben mit Wellenornament, die ersten aus unserer Gegend, gefunden. Eine Zusammensetzung und Wiederherstellung war nur bei wenigen Gefäßen, und das sämtlich unverzierten, möglich: 1. hauchiger Krug; Höhe 19 cm, oberer Durchmesser 10,5 cm, größter Durchmesser in 9 cm Höhe 19 cm, Bodendurchmesser 8 cm; unterer Teil etwas eingezogen, Bauch etwas scharfkantig; Hals, wenig ausladend, 2,8 cm hoch; ein etwas schiefer Henkel, 1,7 cm unter dem Rand, 4 cm lang und je 2,2 cm breit und hoch; Farbe schwach rötlich; — 2. sehr roh gearbeitete dunkelgraue Tasse; Höhe 8 cm, oberer Durchmesser 9,7 cm, größter Durchmesser bei 6 cm Höhe 11,5 cm, Bodendurchmesser 7 cm; — 3. kleine graue Kanne mit Henkel; Höhe 8 cm; oberer Durchmesser 8,3 cm, größter Durchmesser bei 3,3 cm Höhe 9 cm, Bodendurchmesser 4,3 cm; Hals, wenig konisch und mit auswärts gebogenem Rand, 3,7 cm hoch; kleiner Henkel am Rand, 2,5 cm lang, 1,5 cm breit und 1,6 cm hoch; am Bauch Schrägrechts-Kannelierung; — 4. kleine dunkelgraue Schale mit Henkel; Höhe 3,5—4 cm, oberer Durchmesser 7,7 cm, Durchmesser des schiefen Bodens 2 cm; Henkel am Rand, 3 cm lang und je 1,6 cm breit und hoch; — 5. kleines graues Schälchen mit schwach eingezogenen Seiten; Höhe 2,5 cm, oberer Durchmesser 5,2 cm, Bodendurchmesser 3 cm; — 6. grauer Deckel mit Falzrand, in der Mitte zu einer Spitze von 2 cm Höhe (vom unteren Deckelrand gerechnet) aufgehöhrt; Durchmesser des Deckels 5 cm, des Falzrandes 2,9 cm; der Falz ist durchbohrt, und zwar liegen die beiden Löcher etwas seitwärts vom Durchmesser.

Von anderen Gegenständen wurden gefunden: 1. zwei graue Schleiffsteine von 8 und 10,5 cm Länge; — 2. ein doppeltkonischer Spinnwirtel, an der unteren breiten Seite mit runder Vertiefung; — 3. ein eisernes Messer, 13,3 cm lang, Klinge 4,8 cm; Schneide spitz, am Rücken etwas gekrümmt, 2,5 cm breit und 0,25 cm dick; — 4. ein ziemlich vollständig erhaltener Knochenfamm. Der obere Teil ist dreieckig, 12,9 cm lang und 3,4 cm hoch; auf das eigentliche Kammstück sind

beiderseits Zierplatten mit 10 Bronzenieten befestigt, die an den Rändern mit je drei Parallelstrichen geschmückt sind. Der gezahnte Teil ist an den Enden abgeschrägt, 17,1 cm lang und 2,1 cm breit; die Zähne, die sehr sanfter und rund geschnitten sind, haben nur in der Mitte 2,1 cm Länge; nach beiden Seiten hin werden sie kürzer.

An einer anderen Stelle der Lübbower Feldmark wurde 1889 gleichfalls ein wertvoller Fund gemacht. Etwa 400 m nordöstlich vom Dorf legte ein Arbeiter in den Kiefern dicht rechts an dem nach Nebentorf führenden Wege eine große graue, reichverzierte Urne bloß, die er fast unverletzt herausnehmen konnte, dann aber zerbrach; nur einige Scherben sind gerettet. In derselben lagen auf dem Leichenbrand drei Steinwerkzeuge: 1. vorzüglich gearbeiteter Arthammer aus grauem Stein, 17 cm lang, 6,8 cm breit, in der Mitte 2,8 cm dick; etwas gekrümmt und schön gerundet; Schneide, etwas gekrümmt, 2,8 cm lang; Bahn gerundet, mit 2,8:2,2 cm Durchmesser; Bohrloch cylindrisch, 2,5 cm weit, 8,5 cm von der Schneide entfernt; — 2. kleines Beil aus graugeschlammtem Feuerstein, außer am Bahnende gut geschliffen; Länge 10,5 cm; Schneide rund, etwas schief, 3,5 cm breit; Bahnbreite 1,8 cm; in der Mitte 1,7 cm, am Bahnende 0,8 cm dick; — 3. kleines, nur in den Maßen abweichendes Beil; Länge 6,8 cm; Schneide, gerade, etwas schief, 3,8 cm; Bahnbreite 1,8 cm; Dicke 1,1 cm. Im Vereinsmuseum; Besitzer Herr Benjeler. Weitere Grabungen an dieser Stelle ergaben nichts.

X. Bösel.

Die Dorfgemeinde Saasse hat auf der Feldmark des Dorfes Bösel (3 km nördlich von Lübbow) einen Ackerplan als Sandgrube gekauft. Dieser liegt halbwegs an der von der Salzwedel-Lübbower Chaussee nach dem Dorfe führenden Straße am Nordrande derselben. Hier wurden beim Sandgraben vielfach ähnliche Gruben wie auf dem Lübbower Kiesberg gefunden. 1892 grub dann ein Bauer ein ungewöhnlich großes und starkes Thongefäß aus, das er, nachdem er es freigelegt hatte, zerbrach. Herr Benjeler-Lübbow sammelte bald darauf auf einem Spaziergang die herumliegenden Scherben, so weit sie noch vorhanden waren. Sie reichten aus, um das Gefäß für das Vereinsmuseum wiederherzustellen. Es ist eine rötliche birnförmige Urne mit etwas eingezogenem unteren Teil und einem 3 cm hohen senkrechten Hals. Höhe 63 cm, oberer

Durchmesser 40 cm; größter Durchmesser bei 44 cm Höhe 58,5 cm, Bodendurchmesser 19 cm. Etwas über dem Bauch verläuft ringsherum eine flache Furchenlinie; der untere Teil ist rauh, der obere geglättet und mit schrägen Linien (1 bis 3 zusammen), die sich zum Teil kreuzen, verziert.

Am 6. August dieses Jahres untersuchten wir den Fundort genauer. Am Westrand der Grube begann der Sand nicht wie sonst 40 cm tief, sondern auf eine Länge von 4 m zeigte sich schwarze Erde bis etwas über einen Meter tief. Am Nordende ging sie noch tiefer, bis 1,5 m, und hier waren Branderde, Urnenscherben und wenige Knochen bis auf den Grund darin eingeschlossen. Kohlenreste waren nur wenig vorhanden. Von den Urnenscherben gehörten die meisten zu roh gearbeiteten bauchigen Gefäßen von schwarzgrauer oder rötlicher Farbe ohne besonderen Hals, jedoch am Rand geglättet, während sie am Bauch rauh sind; einige davon hatten Zigen; sonst ohne Verzierungen. Von anderen Scherben zeigten einige einen stark ausgebogenen Rand; nur sehr wenige sind trotz feinerer Arbeit mit Punkten oder Strichen geschmückt; Farbe schwarz bis weißgrau. Die Knochen erwiesen sich als Pferdeknochen; zwei Pferde- und ein Schweinezahn.

Im Dorfe Böjel selbst fand vor mehreren Jahren der Bauunternehmer Meyer bei Fundamentierungsarbeiten und beim Rigolen 8 Urnen. Nur eine war wohl erhalten; nach seiner Angabe wohl 30 cm hoch „wie 'n groten Kaffeepott, of mit 'n Stülper drup.“ Als Herr Benseler davon Nachricht erhielt, war auch sie schon zerfallen und bei Seite geworfen.

XI. Nebentorf.

Das ergiebigste Urnenfeld unserer Gegend, der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungsperiode angehörend, liegt auf hannoverschem Gebiet südöstlich von Nebentorf am Südhang des niedrigen Schwarzen Berges. Da Herr Lehrer Mente-Nebentorf, der sämtliche Arbeiten auf diesem Felde geleitet hat, eine ausführlichere Publikation vorbereitet, soll hier nur diese kurze Erwähnung Platz finden.

XII. Einzelfunde.

1. Auf der alten Dorfstelle Drenk, die heute zur Feldmark Rohrberg gehört, sind auf einem dem Koffaten Grub in

Rohrberg gehörenden Acker in den letzten Jahren 5 Stein-geräte gefunden worden, die der Vorsitzende unseres Vereins, Herr Landrat von der Schulenburg-Beegendorf, erworben und unter Eigentumsvorbehalt dem Museum überwiesen hat. Es sind: 1. Arthammer aus grauem, körnigem Stein, gut gearbeitet und erhalten, nur am Hammerende etwas ausgebrochen; Länge 19,5 cm, größte Breite (13,1 cm von der Schneide) 6 cm, Dicke 4 cm; Seiten etwas gerundet, aber Kanten scharf; Schneide gekrümmt, 4,7 cm; Bohrloch (11,1 cm von der Schneide) cylindrisch, 2,1 cm im Durchmesser; — 2. kleiner Feuersteindolch, gelbbraun, nicht geschliffen, mit breiter zungenförmiger Spitze; Länge 13,6 cm; Breite 4,3 cm, am Bahnende 1,8 cm; Dicke vorn 0,7 cm, am Bahnende 1 cm; — 3. kleines Beil aus weißgrauem Feuerstein mit abgeschragten Seiten; nur die breiten Flächen sind geschliffen; Länge 11,6 cm; Schneide, fast gerade, 4,3 cm, Bahnende 2,2 cm breit; Dicke 1,6 cm; — 4. kleines Feuersteinbeil, hellgrau, allseitig geschliffen; Länge 9,2 cm; Schneide, etwas gekrümmt, 3,1 cm, Bahnende 0,9 cm breit; Dicke 0,9 cm; — 5. ebensolches Beil, doch an einer Seite nicht geschliffen; Länge 7 cm; Schneide, etwas gekrümmt und ausgebrochen, 4,5 cm, Bahnende 3 cm breit; größte Dicke (am Bahnende) 1 cm.

2. In einer zerstörten Urne ohne Verzierungen wurden bei Neuendorf, Amtsbezirk Groß-Apenburg, 9 flache Perlen aus Muscheln gefunden; Durchmesser von 10 bis 19 cm, Dicke von 2 bis 5 cm. Im Vereinsmuseum; Besitzer Herr Apothekenbesitzer Konrad Zechlin.

3. Im August 1893 wurde bei Tangeln ein Bronzeschwert ausgegraben, das von Herrn Landrat von der Schulenburg-Beegendorf angekauft und dem Vereinsmuseum geschenkt wurde. Die näheren Fundumstände habe ich noch nicht feststellen können. Das Schwert, welches bereits in vier Stücke zerbrochen vergraben wurde, hat eine Gesamtlänge von 63,5 cm. Der Griff ist massiv und mitgegossen, 9,7 cm lang. Der etwas gekrümmte Knauf (1,8 cm lang, 2,6 cm breit) zeigt als Verzierung eine flache Längs- und kürzere Querrippe, so daß ein Kreuz entsteht, außerdem 3 Parallellinien. Das untere Griffende hat zwei Doppellinien; Breite 3,5 cm. Die Klinge, die am Griff breit ansetzend sich schnell verschmälert, ist zweischneidig, 1,7 cm breit, mit erhöhter, auf beiden Seiten von 2 Linien begleiteter Mittelrippe. Die Patina ist hellgrün, glänzend.

4. Auf dem Acker des Rittergutes Ahlum kam im Herbst 1892 beim Pflügen eine Urne, grau mit rötlichen Flecken, zu Tage, die nur Leichenbrand enthielt. Sie ist von Herrn Landrat von der Schulenburg dem Vereinsmuseum geschenkt. Ihre Höhe beträgt bis zum Ansatz des fast senkrechten, nur an einer Seite teilweise erhaltenen Halses 16 cm. Der Rumpf ist birnförmig, Durchmesser am Halsansatz 14,5 cm, größter Durchmesser bei 10 cm Höhe 20,3 cm, Bodendurchmesser 8,3 cm. Vom Halsansatz bis 8 cm über dem Boden laufen ringsherum 9 flache Kannelierungstreifen. Über dem Halsansatz steht ein Henkel, 3,3 cm lang, 2,3 cm breit und hoch; der untere Teil ist etwas ausgehöhlt und geht am Fuß in eine flache Vertiefung von 1,7 cm Durchmesser über. Weitere Nachforschungen auf dem betreffenden Feld haben bisher noch nicht stattfinden können.

5. Beil aus rotgelbem Feuerstein, gefunden zwischen Jübar und Hanum, durch Vermittelung des Herrn Lehrers Bornhuse-Hanum für die Vereinsammlung angekauft. Es ist nur auf den breiten Flächen gut geschliffen, an den Seiten und am Bahnende wenig angeschliffen. Länge 13,6 cm; Schneide gekrümmt, 5,5 cm breit; Bahnende gerundet, 3,5 cm breit; Dicke 2,7 cm.

6. Arthammer (sogenannte Amazonenart) aus grünlich-grauem Stein, mit sehr schmaler Bahn, gefunden auf der Flur Gülen der Feldmark Hanum durch Grundstücker Pasemann beim Pflügen 1892. Länge 18,1 cm, Breite 5,3 cm, Dicke 2,7 cm; Schneide 5,2 cm, Bahnende 4,9 cm; Bohrloch cylindrisch, mit 2,5 cm Durchmesser. Ober- wie Unterseite sind sehr hohl geschliffen, so daß die Kanten stark hervortreten, wie bei den Bronzearten vom ungarischen Typus. Das Stück ist von vorzüglicher Arbeit und sehr gut erhalten. Für die Vereinsammlung angekauft.

7. Ein kleines weißgraues Feuersteinbeil kam aus Wendischhorst bei Dähre in den Besitz des Herrn Konrad Zechlin und befindet sich in den Sammlungen des Vereins. Es ist ganz geschliffen und nach den Seiten abgefrägt. Länge 6,4 cm; Breite der ausgebrochenen Schneide 2,25 cm, in der Mitte 2,5 cm, am Bahnende 1,65 cm; Dicke 1,35 cm.

8. 1893 fand Müller Schierhorn in Sieden-Dolsleben beim Torfstechen im Moor ein Beil aus grauem, geflammtem Feuerstein, das an den Breitseiten gut, an den schmalen Seiten nur wenig geschliffen ist. Länge 10,3 cm,

Schneide gekrümmt, 4,8 cm breit, Bahnende 2,3 cm breit, Dicke 2,1 cm. Zeitiger Besitzer Herr Konrad Zechlin; es befindet sich in den Vereinsammlungen.

9. Vom Springelberg bei Wistedt, der bereits manches Fundstück geliefert hat, wurden Ende 1892 durch Kauf mehrere Gegenstände für das Vereinsmuseum erworben. Es waren meistens nur stark angeschmolzene Bruchstücke von stärkerem und schwächerem Bronzeblech und Bronzeblech. Darunter befanden sich aber auch die Teile einer sehr wertvollen bronzenen Doppel-Paukenfibel vom älteren La Tène-Typus, die wieder zusammengesetzt werden konnte; doch sind von der Spirale nur anderthalb Windungen erhalten, Nadel fehlt. Länge der ganzen Fibel 5,2 cm; die Hauptpaufe hat 2,4 und 2 cm Durchmesser, die Paufe an dem umgebogenen Ende 2 cm. Ebendaher erhielten wir zwei blaue Perlen.

10. Auf dem Hofe des Ackergrundbesitzers Holz in Königstedt wurde im Frühjahr 1893 beim Rigolen ein Topf aufgefunden, der bis an den Rand mit kleinen silbernen Hohlmünzen gefüllt war. Unter einer Probe von 32 Münzen befanden sich 23 Stendaler, 1 Salzwedeler und 2 Hamburger; 6 waren undeutlich, doch wahrscheinlich auch Stendaler. Eine zweite mehr aus der Mitte des Topfes genommene Probe ergab außerdem kleine Mecklenburger und Lübecker, und einzelne größere, 22 mm im Durchmesser haltende Lüneburger und Lübecker Brakteaten. Über den Verbleib des Fundes ist nichts ermittelt. Der graue bauchige Topf ist 16 cm hoch und 15 cm breit; am Bauch hat er eine Ausflußröhre von 2,5 cm Länge und Durchmesser. Der ganze Fund mit Topf wog etwas über 5,5 Kilogramm.

11. Von Herrn Nagelschmied Bonnes hier erhielt Herr Konrad Zechlin 1892 eine dunkelgraue Steinart, welche der erstere nach seiner Angabe am Hünengrab zwischen Büßen und Jeggeleben gefunden hatte. Sie ist 12 cm lang, an der schiefen, etwas gekrümmten Schneide 3,8 cm, am schräg abgeschnittenen Bahnende 5,6 cm breit, 3,6 cm dick; Bohrloch konisch, an der einen Seite 2,4, an der andern 1,9 cm weit. Im Vereinsmuseum.

12. Herr Ortsvorsteher Reckling in Molitz schenkte dem Museum im Juli d. Js. eine Bronzenadel, die in einer ganz zerfallenen Urne gefunden ist. An der Fundstelle standen noch mehr Urnen, sie waren aber schon sämtlich zerfallen. Länge

der Nadel 9,3 cm; das untere Ende ist auf 2 cm Läng. breitgeklopft (7 cm) und dicht am Ansatz durchbohrt mit länglichem Loch; Dicke der Nadel 2,5 cm.

13. Im August d. Js. lieferte der Quartaner Wägheln Schulz aus Lübbars für die Vereinsammlungen ein kleines schwarzes Steinbeil ein, das bei Lohne, Kr. Osterburg, gefunden ist. Länge 6,1 cm; an der etwas schiefen und scharfartigen Schneide 3,6 cm, am Bahnenende 2,8 cm breit; 11 cm dick; von den Breitseiten ist die eine gerade, die andere abgerundet.

Salzwedel.

Gädke.

(Fortsetzung der Berichte in dem am Ende des Jahres erscheinenden 2. Heft.)

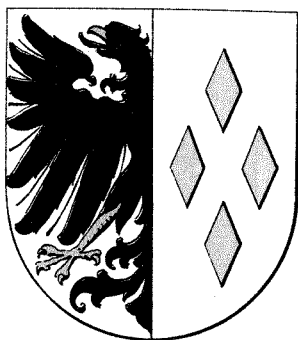


Altmark.

Brandenbg. Adler.



Stendal.



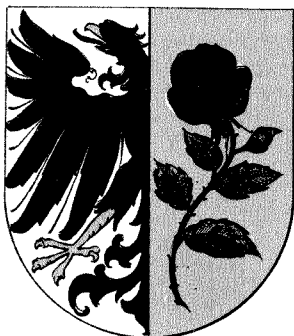
Tangermünde.



Arneburg.



Bismark.

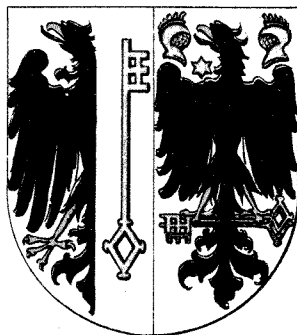


Dorf Buch.



Altmark.

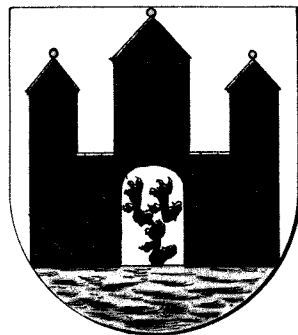
Salzwedel.

Calbe^a/M.

Apenburg.



Beetzendorf.



Osterburg.



Seehausen.



Altmark.

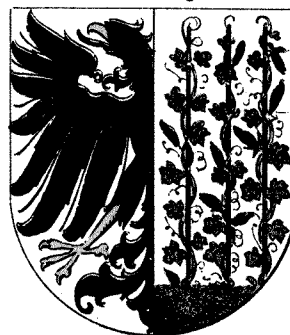
Werben.



Arendsee.



Gardelegen.



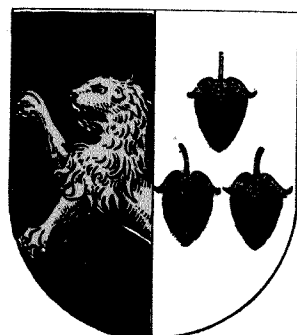
Gloetze.



Oebisfelde.



Calvörde.

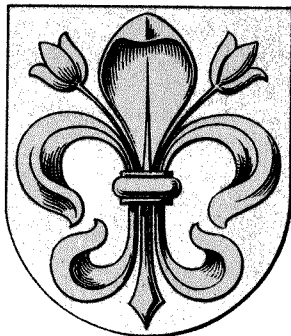


Prignitz.

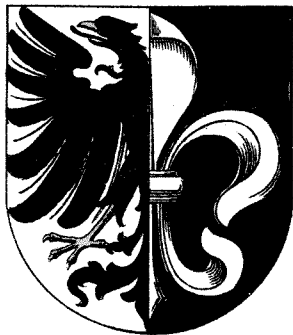
Pritzwalk.



Kyritz.



Wusterhausen.



Wittstock.



Meyenburg.

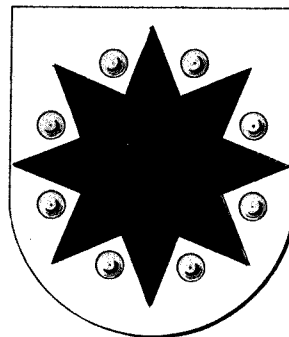


Freienstein.

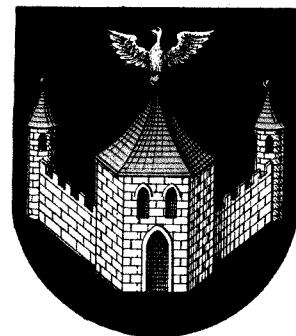


Prignitz.

Perleberg.



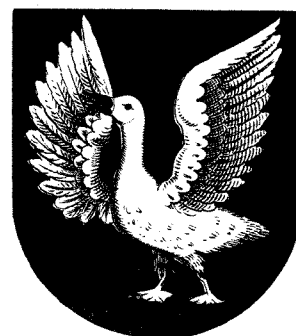
Wittenberge.



Lenzen.



Putlitz.



Havelberg.



Wilsnack.





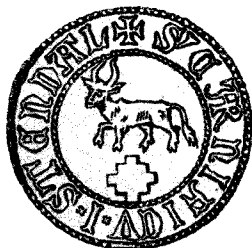
1.



2.



3.



4.



7.



5.



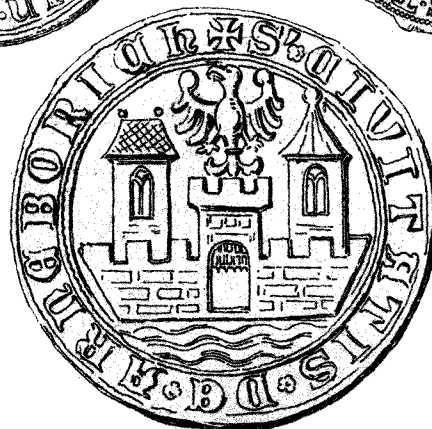
10.



8.



6.



9.



18.



19.



22.



20.



21.



24.



29.



23.



25.



28



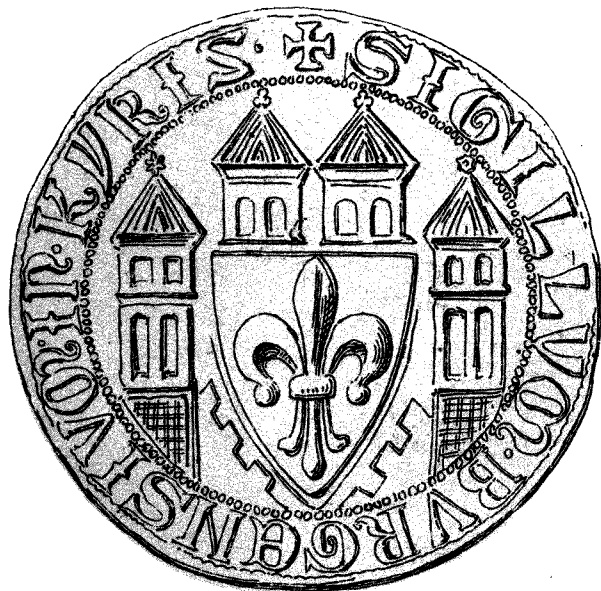
27.



26.



30.



32.



31.



35.



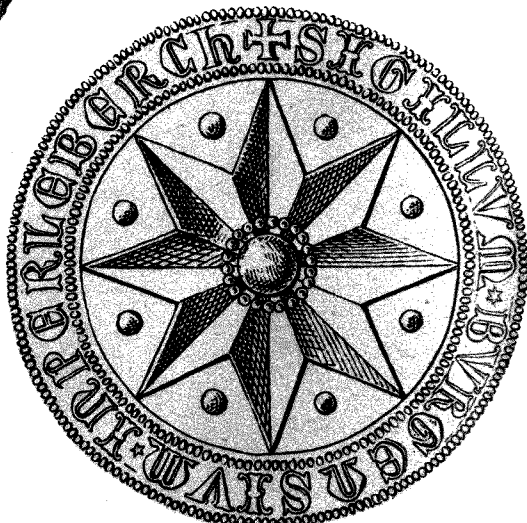
33.



34.



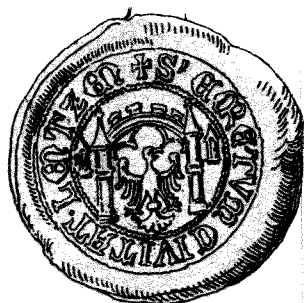
36.



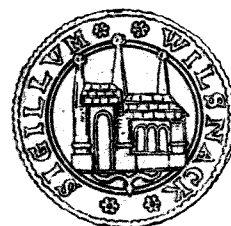
41.



37.



42.



47.



43.



44.



39.



45.



38.



40.



46.

24. 01. JB

[Titelblatt fehlt]

Die
Wappen und Siegel
der
Städte, Flecken und Dörfer
der
Altmark und Prignitz.

Mit 30 farbigen Wappen
und 46 Siegelabbildungen.

Von **G. G. Winkel,**
Regierungsassessor.



Magdeburg.
Druck von E. Baensch jun.
1894.

Einleitung.

Das Erscheinen einer neuen Arbeit über die Wappen und Siegel der Städte und Ortschaften eines bestimmten eng umschlossenen Gebiets bedarf heutzutage einer Rechtfertigung nicht mehr. Wohl aber werden sich dem Leser dieser Schrift bei der Durchsicht derselben zwei Fragen aufdrängen: Weshalb sind gerade die Altmark und die Prignitz der nachstehenden Besprechung zu Grunde gelegt worden und weshalb hat der Verfasser unter Ueberschreitung der sonst gewohnten Schranken auch die kleineren Ortschaften, die Flecken und Dörfer, in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen?

Die erste der beiden Fragen beantwortet sich dadurch, daß der Verfasser in näheren örtlichen Beziehungen zu den beiden gedachten Landschaften steht und daher an ihnen ein erhöhtes Interesse hat, aber auch dadurch, daß die Altmark und die Prignitz, wenn auch jetzt verschiedenen Provinzen zugewiesen, so doch geschichtlich eng miteinander verbunden waren und mit zu den ältesten Bestandtheilen der Mark Brandenburg gehören.

Anfänglich war ihr Zusammenhang nur lose. Eine gewisse unausgesprochene Vereinigung bildete sich erst heraus, als die Prignitzer Städte vielfach altmärkische Stadtrechte annahmen, so Prigwall das von Seehausen, Kyritz und Wittstorf das von Stendal und Perleberg das von Salzwedel.

Als dann später unter den Hohenzollern (nachweislich unter Albrecht Achilles) die Landbede nach bestimmten Grundsätzen vertheilt wurde und die Städte der Altmark und Prignitz auf dem Landtage zu Altstadt-Brandenburg im Jahre 1527 zwei Fünftel des Antheils der gesammten Märktischen Städte übernommen hatten, traten sie zu einem festen Verbande zusammen, dessen Vorort Stendal als der bedeutendste Ort unter ihnen wurde (1565). Hier befanden sich die Kasse und

das Archiv und hier traten auch die „Verordneten“ unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Stendal zusammen. Zwei Siegelstempel des Verbandes sind bei Bekmann¹⁾ abgebildet. Das eine mit der Umschrift: SIGILLVM: COMMVNITATIS zeigt im gespaltenen Schilde rechts den halben Stern von Verleberg, links den halben (altmärkischen) Adler, das andre hat im Siegelfelde 2 kleine Schildchen mit den gleichen Wappenbildern, jedoch in voller Figur und in vertauschter Stellung. Die Umschrift lautet: VORORDNETE · DER · ALTMARCK · VND PRIGNITZ.

Auch in kirchlicher Beziehung bestand zwischen Altmark und Prignitz eine Verbindung und zwar insofern, als seit dem Jahre 1664 auch die Prignitz zu der im Jahre 1551 nach vollständiger Einführung der Reformation errichteten General-superintendentur der Altmark in Stendal gehörte. Wie diese letztere im Jahre 1811 mit dem Tode des letzten General-superintendenten Jani erlosch,²⁾ so ist auch von der ehemaligen politischen oder communalen Vereinigung der Altmark und Prignitz Nichts mehr übrig. Nur das Altmärkisch-Prignitz'sche Gesangbuch deutet noch auf die frühere Interessengemeinschaft hin. Aber auch dies Band der Einigung wird bald nur noch dem Namen nach vorhanden sein, denn die Prignitzer Städter und Bauern haben der allgemeinen Nivelirungsjucht nicht widerstehen können und schon in ihrer Mehrzahl die Einführung des brandenburgischen Provinzial-Gesangbuchs in ihre Kirchen beschlossen. Da sind die Altmärker doch bessere Conservative! Nur eine einzige Kirchengemeinde (die Stadt Osterburg) hat bisher das neue Provinzial-Gesangbuch für die Provinz Sachsen ausschließlich eingeführt!

Darf nach Vorstehendem angenommen werden, daß die Beziehungen der Altmark und Prignitz zu einander eng genug gewesen sind, um auch eine gemeinsame Besprechung der Wappen Weiber zu rechtfertigen, so liegt doch die Frage nach dem Interesse, welches ein größerer Leserkreis an den Wappen und

Siegeln der kleineren Gemeindeflecken der Altmark und Prignitz, der Flecken und Dörfer, im Gegensatz zu denen der Städte nehmen könnte, auf einem ganz anderen Gebiete.

Zunächst seien über die Entstehung der Ortswappen einige allgemeinere Betrachtungen vorausgeschickt.

Für Städte und Ortschaften, welche sich nicht des Vorzugs einer formellen Wappenverleihung erfreuen, welche kein Münzrecht gehabt haben und auch keine alten Wandenkmäler besaßen, an denen aus maßgebend heraldischer Zeit in Stein gemeißelte Wappen sich befinden, sind die Siegel fast die einzigen Quellen für ihre Wappen. Ältere nicht-amtliche Darstellungen und die Abbildungen der modernen Wappenbücher kommen erst in zweiter Linie in Betracht, doch sind sie oft zur Vergleichung oder zur Stütze der Kritik von Werth.

Die heraldische Theorie legt mit vollem Recht Gewicht darauf, daß die Siegelbilder nicht mit den Wappenbildern verwechselt werden, und gewiß bestand auch in ältester Zeit ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden. Die Stadtwappen verdanken ihren Ursprung den Stadtsiegeln, deren Schaffung unabweisbar wurde, als sich allmählich auch für die Städte — ebenso wie für die Fürsten und Herren — das Bedürfnis nach einer Beglaubigung von Urkunden herausstellte, wozu der Besitz eines Siegels, als des Hauptbeglaubigungsmittels der damaligen Zeit, eine Nothwendigkeit war. Die Städte hatten von Hause aus gar keine Wappen, sondern nur Stadtzeichen, welche die Stelle von Wappen verjahren und erst später, aber im Hinblick auf die Siegelbilder der Fürsten, Grafen und Edelleute mißbräuchlich, Wappen genannt wurden. Wie die Fürsten und die hohe Geistlichkeit ihre Bilder (Portraits) in ihre Siegel setzten, so war es am natürlichsten für die Städte, dies ebenfalls zu thun und ihre Siegel mit der zweckentsprechenden andeutenden Abbildung eines typischen Stadtkastells zu versehen, also mit befestigten Stadtmauern, mit Stadtthoren, oft auch mit der über diese sich erhebenden stattlichen Stadtkirche oder dem Schuttpatron, wenn man nicht an dessen Stelle das Wappen oder das Portrait des Stadtherrn setzte. Andere Städte, die Seehandel trieben, oder an einem fischreichen Strome lagen, wählten ein Schiff oder einen Fluß als Siegelbild, andere wiederum die Attribute irgend eines Gewerbfleißes, welche dann öfter zum Zeichen der Unterthänigkeit oder der Landeszugehörigkeit mit dem Wappen des Grundherrn oder des Landesherrn verbunden wurden. Dies geschah in zwiefacher

¹⁾ Bekmann, Historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, zweiter Band, Berlin 1753. Ich habe das Werk weiterhin noch oft citirt, aber immer ohne Angabe der Seitenzahlen, was Jeder entschuldigen wird, der das Buch und seine Gliederung in eine Menge von Unterabtheilungen kennt, die vielfach wieder unter sich paginirt sind. Die Abbildungen sind nicht in den Text gedruckt, sondern auf besonderen Tafeln zusammengestellt, die leicht zu finden sind. Alles Uebrige suche man bei der Beschreibung der einzelnen Städte.

²⁾ Sie wurde bei der Organisation des preussischen Staates nach dem zweiten Pariser Frieden nicht wieder hergestellt.

Weise, entweder man stellte das landesherrliche Wappen oder einen Theil desselben zu dem Stadtzeichen in den Schild,¹⁾ oder aber man spaltete den Schild und stellte in die eine Hälfte das Wappen, in die andere das Stadtzeichen.²⁾ Aus diesem Grunde sehen wir in den Siegeln der älteren Städte der Altmark und auch zum Theil in denen der Prignitz so oft den Adler, das Wappen des Landesherrn. In dem Siegel der Neustadt Salzwedel hat neben dem Adler auch noch der Helm des Landesherrn seinen Platz gefunden. Denn zu dem vollkommenen landesherrlichen Wappen gehört nicht nur der Schild, sondern auch der Helm. Aus diesen anfänglichen Stadtzeichen und Siegelbildern ist nun, wie man nicht übersehen darf, in der Praxis im Laufe der Jahre und namentlich seitdem sich die Ansicht bildete, daß jede Stadt ein Wappen haben müsse, ein wirkliches Wappenbild geworden, sodaß diese beiden, in der Theorie wohl auseinander zu haltenden Begriffe sich nunmehr in der Praxis fast immer vollständig decken. Wenigstens werden moderne Siegelstempel immer das Wappen der betreffenden Stadt aufweisen.

Die Entstehung der Städtewappen setzt man wohl am richtigsten in die Mitte oder in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Alle angeblichen Wappenverleihungen aus früherer Zeit sind augenscheinlich nichts anderes als die vielleicht gelegentlich einer Huldigung erbetene und auch gnädigst ertheilte Erlaubniß des Landesherrn mit seinem Wappen siegeln zu dürfen. Erst im 15. Jahrhundert wurden die Wappenverleihungen häufiger und damit treten auch die Wappendiplome in die Zahl der Quellen zur Feststellung der richtigen Städtewappen ein.

Für die Städte der Altmark und Prignitz kommen solche Diplome nicht in Betracht und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil es deren nie gegeben hat.

Für die Entstehung der Wappen und Siegel der Marktflecken und Dörfer läßt sich natürlich eine ähnlich begrenzte Zeitperiode, wie bei den Städten, nicht finden, es sei denn, daß man sagen wolle, sie seien meist neueren und neuesten Ursprungs. Ja, es läßt sich voraussehen, daß von einem großen Theile der Leser dieser Blätter wohl das Vorhandensein der Wappen von Flecken zugegeben werden mag, dagegen die Existenz von Dorfwappen rundweg bestritten

werden wird. Ich weise dem gegenüber auf die einfache Thatfache hin, daß z. B. dem Dorf Steglitz bei Berlin erst vor wenigen Jahren ein Wappen in aller Form durch Allerhöchste Kabinets-Ordre verliehen worden ist. Es giebt also in der That in dem modernen preussischen Staat neben den Wappen der Städte und Flecken auch Dorfwappen. Demnächst aber will ich dem erhabenen Einwande gegenüber von vornherein zugeben, daß für die Mehrzahl der zu behandelnden Dörfer nur von einem Siegelabbilde die Rede sein kann; ich muß aber andererseits in Anlehnung an das obengesagte darauf hinweisen, daß ebenso wie die Stadtiegel meistens die Quellen für die Stadtwappen gewesen sind, so auch die Kenntniß eines älteren Dorfsiegels für die geschichtliche Bildung eines schon bestehenden oder erst noch im Schooße der Zukunft liegenden Dorfsiegels von wesentlicher Bedeutung ist. Zum Mindesten aber wird man diesen Sinnbildern eine gewisse Bedeutung nicht versagen können, weil auf ihnen mancherlei Anklänge an Lage und Beschaffenheit der Ortschaften, Erinnerungen an geschichtliche Vorgänge, Besitzverhältnisse, Kirchenschuttpatrone, Baudenkmäler und dergl. zur Darstellung gebracht worden sind, und weil ihr Gebrauch für die betreffenden Gemeinden unter allen Umständen den Zeitpunkt einer gewissen Stufe der Entwicklung und Selbstständigkeit bedeutet.¹⁾

Die ältesten bekannten Dorfsiegel aus der Provinz Sachsen und den thüringischen Staaten reichen bis in das 14. Jahrhundert zurück. So siegelte das heutige Städtchen Sommerda als Dorf Somirde schon im Jahre 1369 mit einem wachsenden gekrönten Löwen. Von Niederbodeleben ist das Siegel des kerkhmeister und burmester in dem dorpe to Nedderndodeleve vom Jahre 1428 bekannt, dessen Stempel freilich schon am Ende des vorhergehenden Jahrhunderts geschnitten zu sein scheint. Es hat den Schuttheiligen der Ortskirche Sanct Petrus mit dem Schlüssel zum Wappenbilde. Auch die Siegel von Altenweddingen und Agendorf weisen durch deutliche Minuskel-Inschrift auf das 15. oder auf den Anfang des 16. Jahrhunderts hin.

¹⁾ Vgl. die Abhandlungen über „Die Gemeindefiegel des Großherzogthums Weimar“ von Karl Bernhard Stark in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. II. Seite 134 ff. Jena 1855 und „Ueber die Siegel der Ortschaften des Mansfelder Seekreises“ von Dr. Gröhler, Harzvereins-Zeitschrift, Band 13.

¹⁾ Wie in Osterburg und Arneburg, Kyritz und Prignitz.

²⁾ Wie in Stendal und Gardelegen.

Unsere altmärkischen Dorfsiegel sind wesentlich jünger. Die Kunde von keinem derselben reicht bis über das 18. Jahrhundert zurück; die Altmark scheint kein Boden dafür gewesen zu sein; nur aus dem ehemaligen Amt Debisfelde und aus dessen nächster Umgebung sind Dorfsiegel in größerer Zahl bekannt geworden. Was wir darüber wissen, hat uns Behrends, dermaliger Rektor der Stadtschule zu Debisfelde, in seiner Geschichte und Beschreibung des Amtsbezirks Debisfelde aufgezeichnet. Da dieses Buch im Jahre 1798 erschienen ist, so ist damit eine Datirung der Debisfelder Dorfsiegel von selbst gegeben. Außer diesen Siegeln ist nur das von Eickendorf (eine Eiche) mit einiger Sicherheit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zuzuschreiben. Es trägt in seinem Siegel Felde die Jahreszahl 1788 und in diese Zeit würde man auch die Anfertigung des Stempels dem Charakter der Gravirung nach zu setzen haben.

Die Siegelstempel der ländlichen Gemeinden aus dem neunzehnten Jahrhundert haben vielfach einen Adler, und zwar den königlich preussischen Staatsadler. Indessen sehr mit Unrecht. Weder ist diese Gleichmäßigkeit schön, noch sind die Gemeinden zur Führung eines Adlerstempels berechtigt. Ein diesbezügliches Verbot ist schon in mehreren Ministerial-Erlassen aus den Jahren 1834 und 1841 ausgesprochen¹⁾ und auch später noch ist es wieder eingeschärft worden, als gelegentlich der Einführung der Kreisordnung den Amtsvorstehern das Recht zugesprochen wurde, sich eines Amtsiegels mit dem Adler zu bedienen. Viel Erfolg hat freilich das Verbot nicht gehabt. Die Adler grassiren lustig weiter, was auch vom Standpunkt der amtlichen Autorität aus höchst bedauerlich erscheint.

Wo die Adler abgeschafft worden sind und wo ein älterer Stempel mit einem etwa früher geführten Symbol nicht mehr vorhanden war, haben sich verschiedene Wege zur Wahl neuer Embleme dargeboten: entweder nahm man statt des Adlers den Wappenschild der (ausgestorbenen) früheren Gutsherrschaft an, oder man nahm die Justitia, das Symbol der früheren Dorfgerichtsbarkeit, in das Siegel auf. Andere suchten dem Wappen eine Anspielung auf den Namen ihres Dorfes zu geben, wie die Säge in Seggerde und der Ziehbrunnen in Born. Wo ein Fisch oder ein Hirsch im

Wappen erscheint, darf man auf (früheren) Fischreichtum oder gute Jagd schließen, ebenso wie die Eichen und Tannen im Siegel eines Dorfes besagen wollen, daß dort früher viele Eichen oder Tannen gestanden haben oder jetzt noch dort stehen. Ganz besonders oft wurden Korngarben, Harke und Sense, Pflüge und dergleichen gewählt als Zeichen der Beschäftigung der Bauern.

Einen radicalen Schritt in der Beseitigung der Adler-siegel that seiner Zeit der frühere Landrath des Kreises Ost-Prignitz v. Grävenitz unter Beihülfe und, wie ich annehme, wohl auf ganz besonderes Betreiben des als Sphragistiker rühmlichst bekannten Pastors B. Nagosky, eines geborenen Altmärkers, der damals noch in dem Dorfe Triglitz in der Ost-Prignitz lebte. P. Nagosky hat den Versuch gemacht, die Namen der Dörfer der Ost-Prignitz etymologisch zu enträthseln und das Gefundene zur Schaffung von redenden Wappenbildern zu verwerthen. Nun muß freilich zugegeben werden, daß das nicht überall besonders gut gelungen ist. Oft war es schwierig aus den im Laufe der Zeit verstümmelten Ortsnamen den richtigen — meist wendischen — Wortstamm herauszufinden, oft auch bot die bildliche Darstellung selbst vielfache Schwierigkeiten. Immerhin aber ist der Versuch voller Anerkennung und gelegentlicher Nachahmung werth.

Ob der Pastor Nagosky im Sinne gehabt hat, nicht nur Siegel zu schaffen, sondern gleich einen Schritt weiter zu gehen und Quasi-Dorfwappen zu construiren, oder doch wenigstens deren Entstehung anzubahnen, das läßt sich heute nicht mehr feststellen; ich habe deshalb auch der Farbe, in der die ersten Prignitzer Dorfsiegeloblaten gedruckt sind, keine Bedeutung beimessen wollen.

In Bezug auf die rechtliche Befugniß zur Führung eines Stadt- oder Dorfswappens vertritt das zur Entscheidung hierüber berufene Ministerium des Innern die Auffassung, daß der Artikel 50 der Preussischen Verfassungs-Urkunde „Dem Könige steht die Verleihung von Orden und anderen mit Vorrechten nicht verbundenen Auszeichnungen zu“ auch auf die Wappen der Provinzen, Kreise, Städte, Flecken und Dörfer Anwendung zu finden habe. Dementspredend werden auch nur verschwindend wenige solcher Anträge Seiner Majestät unterbreitet. So hat meines Wissens zwar der Kreis Grafschaft Hohenstein ein Wappen erhalten, dagegen ist ein ähnlicher Antrag des Landraths des Kreises

¹⁾ Vom 5. März 1834, Kampff's Annalen Seite 123, und vom 18. Juni 1841 (Ministerial-Blatt der Inneren Verwaltung, 1841, Seite 211).

Halberstadt ohne Weiteres zurückgewiesen worden. Ein Fall Allerhöchster Verleihung eines Dorfwappens an die Landgemeinde Steglitz bei Berlin ist schon oben erwähnt.

Gewiß würde aber der Antrag des Landrathes der Ost-Prignitz, seinen sämmtlichen Dörfern Wappen zu verleihen, an vorgelegter Stelle keine Zustimmung gefunden haben. Da war es wohl das zweckmäßigste, wenn er sich damit begnügte, aus seiner amtlichen Autorität heraus den Ersatz der amtlichen Adler durch neue Embleme in die Wege zu leiten und im Uebrigen ein Auge zuzudrücken, wenn die Schulzen und Schöffen, ohne weiter viel zu fragen und selbstverständlich auch, ohne in bewußter Weise einen Conflict mit dem Ministerium des Innern heraufzurufen zu wollen, sich ein eigenes Siegelbild erkoren. Wer ein Verständniß für den Stolz hat, mit dem auch der Dorfbewohner ebenso wie der kleine Städter sich aller derjenigen wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge rühmt, welche sein Dorf oder seine Stadt aus der Menge der übrigen herauszuheben geeignet sind, sei es, daß es sich um ein weit zurückliegendes Alter, um sonstige historische Erinnerungen, um eine gewonnene Schlacht oder ein altes Baudenkmal handelt, der wird sicherlich auch hier milde Auffassung walten lassen.

Zum Schluß noch einige kurze Bemerkungen über das dieser Arbeit zu Grunde liegende Material.

Ich habe davon Abstand genommen, ein Verzeichniß der benutzten Quellen voranzuschicken, weil der Werth solcher Angaben mein ein sehr illusorischer ist. Wer jedes Buch ansührt, in das er beim Entwurf seiner Arbeit einmal flüchtig hineingeschaut hat, wird leicht einen seitenlangen Index zusammenstellen und dadurch den Schein großer Gelehrsamkeit erwecken können. Andererseits ist es doch selbstverständlich, daß eine auf gewissenhafter Forschung beruhende Arbeit ohne Benutzung bestimmter und zumeist — wenigstens dem Titel nach — allgemein bekannter Werke gar nicht hergestellt werden kann. Wozu bedarf es deshalb der ausdrücklichen Versicherung, daß der Autor nicht versäumt habe, den Nidel'schen Codex diplomaticus auf das eifrigste zu excerptiren und Beckmann's Historische Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg oder Engel's Altmärkische Chronica zu studiren, der neueren Werke, wie Zahn's Geschichte der Altmark und der Völscher aus der Altmark von Dietrich und Parisius nicht zu vergessen? Ich habe deshalb alle Hinweise auf die von mir benutzten Quellen, soweit dies erforderlich schien, in Fußnoten gegeben.

Was die dem Werke beigelegten Siegelabbildungen anbelangt, so ist wohl kein Siegel darunter, welches ich nicht im Original gesehen hätte. Besonders reichhaltig ist das Kgl. Geheime Staatsarchiv in Berlin an Urkunden mit daran hängenden zum Theil noch ganz vorzüglich erhaltenen Wachssiegeln Altmärkischer und Prignitz'scher Städte. Daneben fand ich in dem Museum des altmärkischen Geschichts-Vereins in Salzwedel und in dem altmärkischen Museum in Stendal eine Reihe von brauchbaren Siegeln. An Sammlungen erwähne ich hier die Voßberg'sche Sammlung von Gipsabgüssen und Original-Siegeln, sowie die Sammlung Ludwig Clericus, beide im Kgl. Geheimen Staatsarchiv und beide sich in bester Weise ergänzend. Zu Voßberg's Sammlung gehört eine größere Anzahl von Siegelzeichnungen, die noch auf seine Veranlassung augenscheinlich von Clericus hergestellt sind. Die Sammlung des Letzteren habe ich nach seinem Tode längere Zeit in Verwahrung gehabt. Sie besteht aus zwei alphabetisch geordneten Theilen, aus einer Sammlung von Siegeln und Siegelabgüssen und aus einer auf Zettel geklebten Sammlung von Wappen- und Siegel-Abbildungen jeder Art, zu welcher letzterer eine große Menge älterer und neuerer Wappenwerke, unter ihnen auch der Neue Siebmacher, zerschnitten worden ist. Die ganze Sammlung ist vor Kurzem durch meine Vermittelung in den Besitz des Kgl. Geh. Staatsarchivs in Berlin übergegangen.

Soweit einige der in Frage kommenden Siegel schon in den bis jetzt erschienenen beiden Lieferungen der Siegel der Mark Brandenburg von Voßberg veröffentlicht waren, habe ich die Erlaubniß des Kgl. Geh. Staatsarchivs zur Verwendung der noch vorhandenen Holzstöcke erhalten, wofür ich hierdurch meinen ehrerbietigsten Dank abstatte. Wenn ich solchen Dank neben der Behörde auch einem einzelnen Mitgliede derselben, dem Herrn Geheimen Archivrath Dr. Friedländer ausspreche, so geschieht dies in ganz besonderer Anerkennung der Liebenswürdigkeit, mit welcher derselbe meinen Wünschen um Bereitstellung oder Uebersendung des mir nothwendigen Materials entgegengekommen ist.

Die Correcturbogen meiner Arbeit haben Herrn Geheimem Archivrath v. Mühlverstedt zur Durchsicht vorgelegen. Die vielfachen freundlichen Berichtigungen und Zusagebemerkungen desselben bilden eine nicht zu unterschätzende dankenswerthe Bereicherung der nachstehenden Abhandlung.

Nach Schluß des Druckes erhalte ich von Herrn M. Grigner eine Abschrift der Allerhöchsten Kabinetts-Ordre über die Verleihung des oben erwähnten Dorf-
wappens von Steglitz. Der Wortlaut derselben ist folgender:

Auf den Bericht vom 16. October d. J. will Ich
der Landgemeinde Steglitz im Kreise Teltow zur Führung
des in der zurückfolgenden Zeichnung dargestellten
Wappens*) Meine Genehmigung ertheilen.

Berlin, den 24. October 1887.

(gez.) **Wilhelm.**
ggez. v. Puttkamer.

An den Minister des Innern.

*) im silbernen, von einem goldenen Cartoucheband um-
rahmten, mit einer rothen dreizinnigen Mauerkrone gekrönten
Schilde zwei fünfläzige rothe Stege, über denen der Kopf
mit Hals eines roth bewehrten und rothbezungten schwarzen
Adlers schwebt.